

Die Frage nach Arkadien

von Theodor Däubler

Ich fragte einen Mann: wo geht es nach Arkadien?
Stehst du den Berg? Von dem erblickst du einen höfbern,
Und fernere von dort: gar weit ist noch Arkadien!
Gab er zur Antwort mir und blickte klar zur Sonne,
Für die das Mittagsgold sich um den Abend rankte,
Ein Purpurglitzern hob durch helle Wonne amob. luj
Dann hub er an: verweil zu einem muntern Trunke!
Hier pflanzte Dionysos die urdurchblitzten Reben,
Hat Semele, die Mutter, sie ihm doch vererbt.
Du siehst wohl Zeus, den Furchtbaren, im Augenblicke,
Da Helios sich zu Hermes' Walten niederneigt,
Die Stunde wurde fruchtbar, Dionysos wird kommen.

Erfunkelnder und guter Wein
Blomm zügelnd mir zum Gaumen:
Berauschend wird sein Spender Gott
Und braucht den Menschen: er ist Freude.

Das Abend = Wallen kommt vom Traum,
Bevor besorgte Wesen schlafen;
Die Rast wird süß durch Dionysos
Und seine Wirklichkeit der Wein.

Beherzte, fühltet ihr den Mond
Um Mittag eurer Seele?
Wer schirmte keinen See der Nacht
Mit zitterndem Ersilbern?

Enthüllt, aus Blut, der Purpurbusch
Den Stern in eignen Adern,
So hat dich Bacchos jung erfasst
Durch seine Führung werde kühn!

Erschlafft ist der Nachmittagswind herabgefallen.
Ein Kind hat ihn als Vogel hoch geschaut:
Wir hörten da der Möwen Angst beim Girren,
Doch war's ein Flügelbruch über dem Meer,
Das Achzen und Erklirre eines Riesentieres.
Zerfedernd schwimmt mit Perlenglanz die Leiche,
Doch splittern Scherben auch von Klippen ab;
War nicht zerbrechlich das Gebilde?
Aus Glas sogar der allzuklare Tag?

Der Wein der Welt ward strahlend ausgegossen.
Ein Schneegebirge, die Kyllene, Hermes' Gipfel,
Erfunkelt als Rubin mit hell gespitzten Lippen
- Kristallhart schrecklich - bis ein zarter Mond,
Zum Kusse blaß entschleiert, sie berührt.
Dann spürt der Mensch, zur Überraschung,
Im Leib der Silberbäche Niederglitzern,
Sie schlingen sich wie kühle Flechten um die Haut:
Ein Zauber wandelte zu Edelstein den Fels.

Nun bringen Sterne mich auf die Kyllene:
Sie birgt im Schoß vielleicht des Hermes Schloß.
Hebt einst der Mensch den Gipfel auf, entschwirrt der Tiefe
Verwegenes Gespensterbrodeln flügge in die Flucht.
Was bleibt bei mir? Beklammert mich bergan?
Ein Wesen oder Ding, wie Efeu an der Eiche?
Ich weiß, daß ich Gewalttätigkeiten forthin schleife,
Sie fassen auch das Haar - sind finstre Haft, sind Wind.
Ich fühle sie aus Müdigkeit, ergreif den Fels
Und taumle um - daß alle Schwachheit da sei: schlafe.

Auf weichumschneiter Höhe kräht kein Hahn,
Doch wecken späte Sterne sich ein Schaf
Durch Schreck im Traum, und seine Glocke bimmelt,
Das hört der Hirt, heßt auf und ragt erhoben:
Die Morgenkühle flockt ihm seinen Odem,
Bei Mondlicht, wie ein perlendes Genek.
Die Schäflein schlummern klablafter Stille,

Dem Schatten silberner Verschwiegenheit,
In Einfall schlicht und lieblich zugeneigt.

Ein Feuer schlägt des Mannes Hand dem Stern,
Der uns den Tag entzündet, an, zum Gruß.
Als nähme ich die Wärme segnend hold in Huld,
Versternen meine Hände, mit erstarrten Fingern,
Nach langem Nüchtern sich überm Lodern
Des bürren Holzes, in der angegrauten Stunde.
Nun scheint mich Leichtigkeit vom Stufels zu erheben,
Mir wird, als zöge Hermes sich in Wind empor:
Die Füße stapfen übern Schnee, es kracht das Eis,
Als würde bald ein All der Klarheit uns erhärten.
Ach, bald, an Valbur mahnt mich sehr die Silb:
Zur Raschheit unsrer Sonne spanne aus die Schwingen-
Der Seele, um in Lichtunglühmung mich zu schlingen!

Der Osten kommt mit goldener Verheißung,
Aus großem Meer, froh über Asten, hoch um uns.
Noch blaut die Nacht auf dem Erymanthos,
Den Inseln Zakynthos und Ithaka,
Mit hellem Mond: und ich bekenne
Vom Gipfel der Kyllene, Letos' stolzes Zwillingspaar;
Mit schnellem Flügelschlag der Wimpern,
Umfängst du Tag und Nacht von Hermes' Höhe:
Apollo, dir zur Preisung - als Abschied Artemis -
Verkünde ich die Sticht zu Göttern überm Meer,
Das uns der Tag bei Delos' Wiege fern umwozt.
Ein Wasd Arkadiens lehnt sich an Kyllenes Rastheit,
Als wäre er der große Pan und schlief:
Bei Mondschein tanzte er zum See von Stymphalos
Und seine liebste Nymphe war im Perlenkleid.
Jetzt ruht er, bis des Sommers schwerste Sonne
Ihn sticht, die kraus behaarte Haut verkraut:
Schon glüht sie zu Nemeas Weingebirgen,
Die wie ein Löwenfell zu Tal gebreitet sind.

Gebenedeiter Abend, da ich Argos fand,
Das Danaidenach und sein Theater,
Der Schildburg nahte durch das roffereiche Land!
Dort thront es hoch, an holdgeborgner Bucht;
Als harnte Rhythmenästra ihres stolzen Gatten,
Bewelt das Morgenmeer der Anfahrts Stufen

Mit feierlichem Purpursunkeln durch den Sund.
Von Ilion reicht der Kette helles Flackern,
Um Inseln klar herum, bis vor das Tor
Des heimgekehrten, siegreichen Utriden.

Aus finstern Windloch der Kyllene uns geborner,
So schlank erblühter Hermes, Wunsch der Lüfte,
Des Wortes Hall, der vom Olymp uns Botschaft weht,
Beglückt dein früher Flug die Felsen von Kythera?
Im Süden züngeln Flammen über unsere Fluten,
Die Göttin eines Ostens kommt aus frohem Meer,
Von dort zu Hellas' Strand, Arkadiens Buchten.
In goldenem Bogen schimmern die Delphine schnell voran.
Noch wallen Schleier rosig um die blassen Hüften,
Noch steigt in Nacktheit Aphrodite an das Land.
Berühren Pelops' heitere Insel sacht die Füße,
So golden vom Hymettos Aristaios' Bienen
Zu ihren Königinnen aus den Körben auf:
Sie flimmern höher als Athenas Lanze glistert
Und schweben hochzeitmorgendlich zu des Ilios
Bebülmten Ufern monniglich in Glück zurück.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Appollos Lorbeer regt sich durch den Hauch des Hermes;
Der holderwogten Aphrodite bleiche Brust
Erfreut das Atmen einer wohlgewürzten Luft
An Hellas' ihrem Kommen frommgeweihter Bucht.
Betraut verlangt der Göttin blauer Blick Arkadien:
Ein Hauch, der ihre schaumerbobene Gestalt
Behutsam von Kythera zu Poseidons Quellen
Und sanften Flüssen, voll von Fischen, sächelnd wellte,
Verläßt sie vor den rosenroten Felsen Hellas'
Und schlüpft zu seiner Nymphe flutunkühlten Spalt.
Ein Brautzug naht aus Bauern, laut bei Tanz und Schmaus
Die Göttin faßt kein Blick, beim Schein so voller Sonne,
Sie zieht auf unsern Spuren zwischen Neander
Zu plätschernden Gewässern in das Land des Pan.
Ihr Nahen fühlt an veisichenblauem Morgen,
Verliebter Halme leichterzitterndes Gewoge,
Und eines seltsam fernen Sängers Ohr empfängt
Das liebeiche Erönen einer Flöte, die der Hirt,
Wenn seiner Hirtin Wandeln er zu wöhnen hofft,
Zu himmlischer Ergöttlichung uns spielt.

Die Entlastung

Erzählung von Oscar Walter Eisek - Bukarest

(Schluß)

Als der Tag leise graute, hatte sich der Fremde ein wenig beruhigt und schlief. Er benetzte seine Lippen mit feuchten Fingern, die zitternd auf der spröden Haut lagen. Es dauerte unsäglich lange, bis die Sonne glühend vom Gesichtskreis emporgeschleudert wurde. Das Gras war zart betaut, und er beugte sich nieder, roch seine ärmliche Süße, als er die Wangen darauf legte. Mählich verging die Kühle. Von den Händen rieb er die schimmernde Nässe und nickte vorgebeugt ein.

Die Augen des Fremden waren offen, als er erwachte und bestürzt aufsprang. Er griff nach der fiebergeschüttelten Hand, und ein Blick glänzte herüber in seine unerlöste Erwartung. Da fragte nur Bangigkeit aus ihm, ob es ihm ein wenig besser gehe, ein wenig besser. Und ob die Wunde nicht mehr so arg schmerze.

Ja, kämpfte sich die Antwort hervor, er habe geschlafen.

Und ob er nicht Wasser trinken möchte?

Und er langte ihm auch schon den Behälter hinüber.

Ein wenig Wasser. Ja. - Er trank gierig, krümmte sich, hauchte, er würde hier elend zugrundegehen müssen.

Da war er tief aufgewühlt und entblößt, schrie den anderen fluchend und mit gellender Stimme an, daß er nicht sterben würde, daß er nur selbe sei und schwach. Und ruhiger geworden, bot er sich nun mit knechtischer Zurückhaltung an, ihn nachhause zu tragen oder wenigstens bis zur nächsten Stadt.

Meine Schwester wohnt in der nächsten Stadt, sagte der Fremde.

Deine Schwester wohnt in der nächsten Stadt, in der nächsten Stadt. - Er nickte verloren, denn es schien ihm, als ob sie niemals hingelangen sollten. Hierauf überlegte er aber, daß es doch nicht mehr so weit bis hin sein könnte, straffte seine Glieder und fühlte, daß sie noch sehr stark unter den Kleidern schwoilen.

Vom Brot nahm er einige Bissen und fragte dann, ob es noch weit sei bis zu einem Brunnen und ob sich nicht Gehöfte in der Nähe befänden.

Zwei Tage müßte man gehen, ehe man einen Brunnen antreffe, und Gehöfte gebe es hier nicht, jagte der Verwundete und richtete seinen Oberkörper ein wenig auf, zerbiß die Lippen.

Um die beiden Menschen gähnte der riesige Rachen der Steppe, weit schon vom Licht ausgehöhlt. Jäh zitterte der Wind gegen ihre Gestalten, und selten verstreute Vogelflüge schnitten fremde Zeichen in die Luft.

Jetzt entfetzte ihn das Leiden dieses Menschen, der wieder stöhnte. So fragte er ihn, ob er nicht Hunger habe, ob er nicht Brot aufweichen und ihm geben dürfe.

Der andere schüttelte nur den Kopf, winselte.

Da war es ihm, als ob der Augenblick endlich aufgeheilt werden müßte, endlich erheitert, und so griff er in sich nach der Gewißheit: Er war stark. Er mußte es

gar nicht, wie kräftig er war. Hier konnten sie nicht länger bleiben. Gleich wollte er den Verwundeten auf seinen Rücken heben.

Etwas, das schon entrückt schien, loberte da von neuem in ihm auf. Er stuzte, fragte dann, ob seine Schwester ein Zimmer hätte, in dem sie ihn pflegen könnte, und wie alt seine Schwester sei, wie alt. Stierig erwartete er die Antwort, deren Ausbleiben ihn unruhig machte. Hörst du nicht, Memme? Hörst du nicht, Freund?

Der Verwundete quengelte, er sei nicht taub, er höre schon. Seine Schwester habe ein Haus, in dem es genug gebe. Aufnehmen werde sie ihn schon, da er so elend daran sei. Und dann: Seine Schwester sei jung, viel jünger als er, habe nur ein zweijähriges Kind.

Augenblicklang lächelte er lästern, dachte an welche Arme. Dann aber ergriff ihn Eckel vor sich selbst und er schleuderte diesen Einfall wie eine Krankheit aus seinem Bewußtsein und sagte bestürzt, sie müßten sich nun aufmachen, zuerst aber wolle er noch die Wunde neu verbinden.

Der Fremde lallte einen Dank, den er mit keiner Gebärde von sich fern zu halten vermochte. Er fühlte sich wie ertappt, wollte etwas stammeln und blickte fort, den Steppenweg entlang. Mühsam lud er sich dann den schmerzverwilteten Körper auf, der schwer um seinen Rücken hing.

Anfangs hinderte ihn die Last nicht allzusehr im Ausschreiten, bald aber empfand er eine unwiderstehliche Ermattung in den Gliedern. Er war noch gar nicht lange gegangen, aber in den Brauen staute sich der Stirnschweiß, troff ihm in die Augen. So konnte er nicht mehr gut sehen und mußte darauf achten, nicht vom Weg abzukommen. Der Leib des Verwundeten lag wie ein glühender Stein auf seinem Rücken. Und derart gehemmt und erdwärts gezogen, wankte er doch weiter und ermutigte sich und erschrak, wenn er über einen Stein stolperte, und wollte die Mildigkeit immer wieder vergessen, ausschauend nach einem Baum oder einem Menschen. Doch er mußte sich bald eingestehen, daß ihn die Kräfte unerwartet rasch verließen. So legte er den leise Sammernden neben den Weg, um ein paarmal tief und unbelastet atmen zu können.

Und nachdem er körperlich noch beengt, sich das Wasser aus den Augen gerieben hatte, fand er einige geringe Worte des Trostes für den Leidenden. Denn heute sah er, daß auch er nur sehr klein und dürftig geschützt war vor der Unendlichkeit der Landschaft. Als er den Umschlaglappen von neuem benetzte, wußte er nicht, daß es Demut war, die ihn überkam, da er an einem roten Faden am Halse des Fremden ein Messingkreuzchen fand, es eine Weile in seinen groben Fingern hielt und drehte. Aber zum ersten Mal gleichsam erfreut durch das weite Tiefblau des Himmels, hatte er die Empfindung, als ob es sich an seinem Gesicht hätte abfärben müssen, und strich sich mit den Fingern über das Kinn, sah sie erstaunt an.

Den Durst zu stillen, aß er einen Brocken. Der Verwundete lag reglos da. Wieder hob er ihn auf den Rücken und verfolgte des Weges schwach gewundenen Streifen, der leicht im Wind zu flattern schien. Die Stille lag dumpf an den Ohren, nur sein eigenes Keuchen hörte er. Einmal wehte ein schwächtiger Baum auf, weit abseits vom Weg und die Zweige wie Spinnenfüße rührend. Die Spur streckte sich endlos,

als ob sie immerzu rund um die Erdkugel gezogen worden wäre, rund um eine Ewigkeit. Am liebsten hätte er noch zu laufen begonnen, wären diese ohnmächtigen Glieder nicht gar so bleiern um ihn gehangen.

Da brach er zusammen und fluchte. Ein kantiger Stein stieß in sein Knie. Er sog das Blut aus und ging, den Gefährten sorgfältig auf den Armen tragend. Aber auch dies hielt er nicht lange aus. Und wieder mußte gerastet werden. Wieder stahl er verzweifelt ein kleines Stück des Weges, und wieder war der Atem heißer und zehrender Dampf, daß er stehen bleiben mußte, den Verwundeten zu fragen, ob er nicht auch Wasser wolle. Der Hals war ausgetrocknete Bitternis, und es hungerte ihn, daß er unbewußt nach einem Stück Brot griff und es verschlang.

In solchem Mühsal näherte er sich nur dem Abend. Er sorgte sich nur um den Fremden, wusch die Wunde. Bald warf ihn der Schlaf neben den anderen Menschen nieder.

Nachts erwachte er und dachte an das Messingkreuzchen. Wie befreit aus einem finsternen Brunnen, lösten sich bebende Silben von seinem Mund. Irgendwo gab es in ihm einen Gott.

Schon früh am Morgen weckte er den im Schlaf Wimmernden mit jagenden Worten. Sie müßten weiter.

Der reckte sich, bat um etwas Eßbares.

Ja, Brot und Käse, ein wenig gedörrtes Fleisch sei noch da. Er könne alles haben. Einige welke Brocken holte er hervor aus seinem Sack, war froh, als er sah, daß sich der Verwundete auf die eine Seite legte und ruhig zu essen begann. Lange konnte es doch nicht mehr dauern, bis sie zu einem Brunnen gelangen würden, und die Stadt sollte dann auch nicht mehr sehr weit sein.

Aber der Verwundete stieß ein hartes Lachen aus, das wie eine Scherbe klang, meinte dann, es sei noch weit bis zum Brunnen und von dort aus müsse man noch drei Tage lang tüchtig laufen, ehe man in die Stadt gelange. Zwischen den einzelnen Worten schluckte er gierig die Bissen hinunter, fügte langsam hinzu, daß es um ihn nicht besser stehe.

Nicht besser? - Er stammelte die Frage, die voll Betroffenheit war.

Der Schmerz habe sich ganz in die Hüfte gezogen. Deshalb werde er aber doch nicht davonkommen, meinte der Fremde. Und nach zerquälten Sekunden: Auch er müsse ein wenig essen, sonst würden sie alle beide hier vermodern, ehe ein Reisender des Weges komme.

Er schüttelte den Kopf: Nein, er habe wirklich keinen Hunger. Aber er werde ein Stückchen Brot essen. Vom trockenen Brotlaib riß er einen Brocken ab und verfolgte mit suchenden Blicken das weit zerrinnende Band des Weges. Und seine Stimme war heiseres Stocken, als er fragte: Glaubst du nicht, daß wir Menschen begegnen werden?

Vielleicht, erwiderte der Leidende, der sich nun den Verband selbst gelöst hatte und nach seiner Wunde schielte, aber es entschlossen sich nur sehr wenige Menschen, diesen Weg einzuschlagen. Gewöhnlich zögen sie längere Umwege vor.

In einem rot entzündeten Kreis klappte die Wunde. Als er dies sah, erschrack er

und schlug sich die Fäuste in die Brust. Denn er hatte ihn nicht verletzen wollen. Er bemühte sich, den Verband möglichst schmerzlos anzulegen. Der Fremde sah ihn seltsam an, meinte dann, die Kugel sei unhelmlich in ihm gewachsen. Es komme ihm vor, als ob sie seinen ganzen Leib angefüllt hätte.

Er wandte seine Augen zum bewölkten Himmel, der, eine unheimliche Brücke, sich hinüberspannte in eine Gegend, die ihm jetzt nur ein Wahngespinnst schweigender Verzweiflung war. Indes er das Ubriggebliebene in den Sack packte, fragte er zaudernd, ob es wohl regnen werde. Die Hitze sei wieder unerträglich geworden.

Die Wolken würden sich zerstreuen, war die zusammensinkende Antwort des anderen.

Er, dessen Augen wie in Zorn und erstickender Wut aufflachten, schob sich unter den Verletzten und wurde sich dann unerwartet dessen bewußt, daß die erbärmlichen Leiden dieser Augenblicke nichts galten in der Ungeheuerlichkeit des Lebens. Und so trug er ruhige Ergebenheit in sich, als die Sonne alle Wolken zerfaserte und wieder brannte. Öfter als am Vortage mußte gerastet werden. Erwartungsvoll rannte er auf einige Bäume zu, meynend, sie seien beim Brunnen angelangt. Im spärlichen Schatten ruhten sie eine Weile aus. Die mageren und verkrüppelten Äste waren eine Gnade, unverdient und wie ein göttliches Streicheln. Bevor sie ausbrachen, spielten seine Finger liebend auf der rauhen verknöteten Rinde, und die Blätter schienen ihm gute schützende Hände zu sein, deren er unwürdig war.

Dann krochen die Stunden öde und blutend an ihnen vorbei, aber es war ihm, als ob jemand ein Geheimnis aufgeriegelt hätte. Der blau lohende Himmel und die versengte Steppe verwandelten sich vor seinen Sinnen. Im Grunde wußte er nicht, weshalb ihn die Glieder so schmerzten, denn die Last, die er trug, wurde jetzt leichter mit jedem Schritt.

Daß er sehr bleich sei, sagte ihm der Fremde. Da nahm er den Wasserbehälter und trank einen Tropfen daraus.

Sie hatten wieder eine Strecke hinter sich gebracht. Der Verwundete jammerte, er kniete neben ihm und sah weit am Weg einen Schatten auftauchen, in dem er bald darauf ein nahendes Fuhrwerk erkannte. Ein Zittern besiel ihn, der die Hand an die Stirn hob. Es war keine Täuschung, ein großer Wagen rollte näher, keine Meile mehr entfernt. Ein rasendes Lachen fiel aus ihm; er rüttelte den Arm des Verwundeten, der kaum eingeschlafen war, fragte ihn, was zu tun sei.

Ob sie sich quer über den Weg legen sollten? Durch sein Gehirn stoben hundert Möglichkeiten der Rettung. Sollten sie den Kutscher mit dem Revolver bedrohen? Ihm weiter nichts tun, von ihm nur verlangen, er solle sie in die Stadt bringen? Aber so konnte man annehmen, sie seien Wegelagerer, Räuber.

Sie beschloßen, die Fahrenden schon von weitem um Hilfe anzurufen.

Fieberhafte Freude und Angst schlotterten in ihren Gliedern.

Der Wagen war nahe, um den Weg dampfte der Staub auf. Sie hörten Stimmen, die ihnen unwirklich schienen. Der Verwundete klammerte sich eng an seinen Rücken. Sein Körper war eine gespannte Schleuder.

Da rief er den Kutscher an, rief, sie seien hier verunglückt und könnten nicht weiter. Um Erbarmen für den Verwundeten bitte er.

Niemand antwortete. Armselig wurden die Kufe niedergetreten von den schwer pochenden Hufen.

Habt Erbarmen mit uns! schrie er. Habt Erbarmen! Wir tun euch nichts zuleide. Wir bitten euch um Erbarmen!

Er sah nur, wie sich der Kutscher umwandte zu den drei Männern, die im Wagen saßen und mit Gewehren bewaffnet waren, wie der Lauf der Pferde ein rascherer wurde. Die Staubwolke traf rauh seine Augen.

Habt Mitleid mit uns! schrie er noch einmal. Aber der Wagen hielt nicht. Da stürzte er sich auf das Trittbrett, packte einen Griff, hielt ihn, krümmte den belasteten Rücken. Ein furchtbarer Stoß traf seinen Leib, ein Peitschenhieb schnitt in die Hände, er wehrte sich, ein Faustschlag dröhnte gegen seine Brust. Er fiel zurück. Er erhob sich wieder, erfaßte noch einmal den Wagen, aus dem nur Schimpfworte um seine Ohren pffifen. Da sauste ein Gewehrkolben gegen seine Stirn, daß er strauchelte und fast die Sinne verlor.

Das Fuhrwerk entfernte sich. Der Verwundete lag im Wegstaub neben ihm, fluchte und weinte. Er war starr, in seinem Kopf surrte es dumpf. Lange sagte er nichts. Dann erst besann er sich, wie schwer sie zurückgefallen waren und wie sehr sein Gefährte gelitten haben mußte. Er hob ihn behutsam und legte ihn auf eine Stelle, wo das Gras, ein zerchliffener Pelz, dichter lag. Und wusch dann seine Wunde und stammelte Trost, wenn der Leidende aufschrie vor Schmerz. Der entzündete Leib war eine weit um sich greifende Wunde, und der Stöhnende sagte immer wieder, er halte dies Brennen nicht mehr aus.

Den letzten Schluck Wasser gab er ihm, nahm ein wenig Brotkruste in den Mund und ging, indes der Jammernde wie ein zerrissenes Bündel an ihm herabschlotterte.

Es wurde Abend. Er ächzte und lief. Zwischen Wolken hatte die Sonne einen Scheiterhaufen errichtet, glühte grell, tauchte in die Steppenfläche und warf einen Widerschein herüber. Und er blieb stehen und starrte das Wunder an. Lief dann schneller, stundenlang, bis er die schwarzen Balken des Ziehbrunnens in der Ferne sah. Darauf verlangsamte er seinen Schritt. Es dauerte eine Stunde, ehe sie hingingen und tranken. Das Wasser war Labsal und eine gnadenvolle Berührung.

Die nächste Frühe, die sich über das entsezt wartende Kund schwang, war gläsern und unberührt. Der Hauch der Erde aber blieb zärtliches Tasten.

Den Wasserbehälter füllte er, indes seine Blicke feucht glänzten, besorgte den Verwundeten und nahm ihn auf den Rücken. Die Wolken schoben sich dann weiß über den Himmel. Die Hitze war erträglicher. Wie goldene Glocken um den Brunnen gereiht, klangen die Bäume hell auf im Wind. Bald tauchten neue Stammgruppen aus der Weite, standen wie verirrte Heilige vor ihm. Und obgleich der Schmerz des anderen Menschen auch in ihm brannte, schienen ihm alle Bäume näher zu sein und wie verwandt. Hier war der Weg nicht mehr ein Erdklumpen, festgebunden und geknüpft an seine Beine, sondern glitt unter ihm zurück.

Da sie aber wieder ein paarmal gerastet hatten, blieb von den Vorräten fast nichts mehr übrig. Und es war für ihn tiefbeschämend, als ihn der Verwundete fragte, ob dies alles sei, was er noch bei sich habe, und da er die Frage ausweichend

befahren mußte. Er vermochte nur seine rauhen Finger anzusehen und hinzuzufügen, daß er sehr satt sei, sehr satt.

Und so trug er bald wieder den Gefährten, der wimmernd wie ein Tier sich auf seinem Rücken in Zuckungen zusammenzog. Früher als sonst erwartete er die Nacht, die sich zaubernd in den wenigen Bäumen verfang. Wie ein Flügel hing dann das Laub über der Finsternis. Der Verwundete röchelte. Er schrack zurück vor der Wunde, die sich scharlachfarben geöffnet hatte. Dann rann die Schwärze dicht über den Himmel. Kein Stern löste sie. Es wurde kalt. Er wachte und hörte die Klageklänge des Gefährten. Spät, nachdem er lange in das Schwarz gestarrt hatte, sanken seine Lider zu.

Ein Schuß riß ihn aus dem Schlaf. Das Dunkel floß ihm wie Pech in die Augen, daß er mit den Armen um sich schlug, entsetzt innehielt, sich aufrichtete, strauchelte. Er stolperte vorwärts und schrie. Er horchte. Es roch scharf. Nichts regte sich, und die Einsamkeit türmte sich groß und hart um ihn. Die Bündelhölzer zog er aus der Tasche, strich eines an, wankte und fiel in die Knie. Das gelbe Licht erlosch. Er entzündete ein neues, schob sich auf den Knien vor und beugte sich herab und beleuchtete mit zitternden Händen das Gesicht des Toten, aus dessen Schläfen Blut strömte.

Was hast du getan, du Armer? schrie er und schüttelte die schlaffe Brust, horchte an ihr, aus der letzte Wärme wich, indes das Dunkel ihn wieder überstürzte, jeder Laut klein und arm in der Steppenweite ertrank. Und wieder klirrte sein Schrei, und wieder blieb alles kalt und stumpf. Er verstummte. Da zerriß der Schmerz in ihm, der auf den Toten sank und schwer schluchzte. Der Gefährte lag da, umgebracht und erstarrt. Die Nacht drängte sich heftig um ihn. Große Tränen rannen aus seinen Augen.

Und in der Nähe glaubte er einen riesigen Schatten zu erkennen, erschrack, hielt die Hände vor die Stirn.

Er kniete fröstelnd vor der Leiche, bis der Morgen sich langsam hob. Der durchlöcherter Kopf glogte ihn an wie ein verknülltes Stück Grauen. Jeder Einfall zerfloß. Seinen ganzen Körper spannte er, nachdenken zu können. Nein, er konnte ihn nicht hier lassen, den Gefährten. Er sah auf seine Hände. Sie waren nicht hart genug geworden, als Spaten zu dienen, und sonst hatte er kein Werkzeug bei sich. Die Krähen sollten diesen Leib nicht zerhacken.

Er stand auf, schaute um sich und es schien ihm, als ob sich die vier Bäume dort näherten. Da lächelte er. Aber es war eine Täuschung. Nur helle Vogelflügel flimmerten weit, und der Wind schaukelte sie wie Spielgefährten.

Vom Toten aus floh die Steppe maßlos auseinander. Er wunderte sich in seinem Gram, hob die Leiche auf den Rücken und ließ den Sack liegen und ging den gleichen Weg weiter. Denn er wollte den Toten in die Stadt bringen, ihn dort begraben zu lassen.

Wieder schwemmte die Luft nur Hitze an seine Glieder. Doch die Leiche, deren Kopf gegen seine Schulter drückte, kam ihm leichter vor. Langsamer schritt er aus, wandte sich um, denn er fürchtete, der schlaffe Gefährte könnte herunterfallen. Wenn er rastete, schaute er in das verzerrte Gesicht und hinüber in die tiefe Wölbung

des Himmels, deren große Ruhe, ein ihm entgegenkommendes Gleichnis, unendlich orgelte. Er staunte, denn er sah zum ersten Mal, daß sein Weg, dieser geheimnisvolle Fluß, der ihn trug, dort weit in den Himmel mündete, das Gelände mit dem Himmel verband.

Wie ihn Hunger und Durst aushöhlten, empfand er da, machte eine abwehrende Handbewegung und setzte die Reise fort, sorgsam des Toten Arme um seinen Hals legend. Dann sagte er leise zum Stummen: Ich wollte dich nicht umbringen. - Und beteuerte dies mit einem Nicken. Bald gelangte er wieder zu einem Brunnen und schlürfte das Wasser aus dem Holzkübel. Es war spät am Nachmittag, schon hauchte der Dämmer. Er schlief ein und erwachte erst, als weiße Sternschnuppen das Geäder des Himmels ritzten. Er lag da, hielt die Hand des Toten in der seinen. Er fühlte sich tiefverschuldet und verworfen und dachte an die Frau, die ihn flehend gebeten hatte, bei ihr zu bleiben, als er vor Tagen aus dem Dorf weggegangen war. Aber dies war verschüttet durch das Geschehene, entfernt.

Lange schon trug er seine Last, als der Tag wolkenbeschwert emporstatterte. Die Sonne, eine riesige violette Kugel, stieß durch das Fenster des Morgengrauens und schlug es in gleißende Splitter. Die Steppe hob ihr Gesicht auf zu Gott und verklärte sich. Er blieb stehen, er erkannte die neue Eröffnung. Wieder vorwärts ging er, ging nach irgendeiner Richtung hin und verlor den Weg, an den er so lange gebunden gewesen war, und kimmerte sich nicht darum. Schimmernde Kreise, die ein mächtiger Geier in den Himmel zog, erhellten die Luft noch mehr. Er aß keinen Bissen. Nur zuweilen streichelte er das Haar des Totenbrary Cluj

So ging er tagelang hinein in die Steppe, unermülich und losgelöst von seinem vergangenen Leben, ruhte nachts zusammengekauert neben seiner Last. In der Gegend, die er endlich erreichte, wuchs das Gras höher und sang um seine Schritte. Die Blumen waren zartes Aufleuchten und ein ruhiges Schauen um die unsichtbaren Pfade. Zuweilen trank er aus kleinen Quelladern, die seraphisch dahinschwärmten, indes ihn die Vögel wimpelnd umflogen. Er wunderte sich. Er schüttelte den erhobenen Kopf, lächelte. Und die Blicke waren entrückt, wenn seine Hände, die erblaßten, vor ihm schwebten.

Die Zeit umhüllte ihn klar. Die Steppe hob ihn in ihre unbekanntes Flut.

Zur Ideologie der Demokratie

von Dr. R. von Engelhardt - Rebal

In einem tiefdurchdachten Aufsatz * untersucht G o e g B r i e f s den Zusammenhang zwischen unserer bürgerlich - kapitalistischen Gesellschaftsstruktur und dem Anwachsen

* G o e g B r i e f s : „Das allgemeine Sozialproblem und der proletarische Sozialismus“. Hochland. 3. Heft, Februar 1926.

des „proletarischen Sozialismus“. „Sprechen wir zunächst vom bürgerlich = kapitalistischen Ethos! Seine maßgebende Wertebene ist der Wirtschaft = Wille zum Erwerben durch Kapitalumschlag, zum Verwerten, zum Besitzen. In diesem Gesichtsfeld reduziert sich alles Verhalten zur Welt und Umwelt auf ein großes Kalkulationserempel: was läßt sich - nicht aus einer Welt als einer Totalität, nicht aus dem Leben als einer sinnvollen und sinnerstrebenden Einheit, sondern - aus den nutzbaren Erdendingen und aus den nutzbaren Stücken des Lebens wirtschaftlich machen? Welt und Leben erscheinen verflacht auf die Dimension der Verwertung; eine grandiose Reduktion der Seins = und Lebensfülle, scharf abgejezt auf das Schwarz = Weiß von unrentabel und rentabel. Der Stoff fängt an, vor der Gestalt und dem Sinn zu stehen; alles, was vor diesem Aspekt der Welt bestehen will, muß berechenbar und verrechnungsfähig sein. Das ist eine wahrhaft asketische Weise der Weltbetrachtung; - das andere „zählt nicht“ oder ist sogar lästig.“

Der einzige und nur selten versagende „Zähler“ dieses Verwertungswillens ist aber das Geld, der alte Vorrang des „Machtreichturns“ wird zu Gunsten der „Reichtums = macht“ (Sombart) durchbrochen und alte Ethosformen werden durch Einbringen der Geldwirtschaft erschüttert.

So ist dem Geltungsdrang des Einzelnen durch den Erwerbssweg Tor und Tür geöffnet und die bekannte demokratische Parole „freie Bahn dem Tüchtigen“ sollte in dieser bürgerlich = kapitalistischen Welt ehrlicher Weise „freie Bahn dem Geschäftstüchtigen“ heißen. Scheint es doch wirklich so, als gäbe es im politischen Leben Europas weiter nichts als Geld = und Wirtschaftsfragen und als sei der Herr der Situation, der heute über die meisten Varnittel verfügt (Amerika) oder sich geschäftstüchtig, um sich lästiger Konkurrenz zu entledigen, zum Trust verbunden hat (große und kleine Entente, Völkербund). Auf diese in die Augen springenden Mängel des demokratischen Systems haben seine Verfechter immer wieder die gleiche Antwort: „gewiß, das demokratische System, wie es heute geübt wird, ist bloß ein kümmerlicher und bescheidener Notbehelf dem Ziel gegenüber, das wir erstreben - dem Ziel des gleichen Rechtes Aller zur Mitarbeit am Aufbau und der Verwaltung des Gemeinschaftslebens, d. h. des Staates“.

Weist man darauf hin, daß ein komplizierter arbeitsteiliger Organismus, wie es jeder europäische Staat ist, doch einer inneren Struktur bedarf, d. h. einer Schicht der Führer und einer Unterschicht der Geführten, um wachstumsfähig und organisch zu bleiben, so wird auch das zugestanden, nur mit der demokratischen Einschränkung, daß dieses im Grunde aristokratische Prinzip dem Volksentscheid in die Hand gegeben werden soll, d. h. daß der Führer aus der Wahl der zu Führenden durch die Majorität der Stimmen hervorgehen soll.

Hier liegt unseres Erachtens die Klippe, an der das demokratische Prinzip scheitert, denn es unterliegt ja keinem Zweifel, daß die per majorem vota erfolgte Wahl des Führers in den aller seltensten Fällen eine Persönlichkeit an die Spitze stellen wird, die durch Charakter und weiten Blick hoch über der goldenen Mittelmäßigkeit steht. Denn der Menge fehlt naturgemäß der Blick für das Gute, welches die Gegenwart und Zukunft überschaut. Es ist eine Binsenwahrheit, daß die Masse noch

nie ein Gentle entdeckt hat, wenn es sich nicht selbst durch die Kraft seiner Persönlichkeit oder mit Bajonetten (Napoleon) durchsetzte. Woran liegt es nun, daß wir den Demokraten von dieser erfahrungsmäßigen historischen Tatsache nicht überzeugen können? Uns will scheinen, als ob eine verhängnisvolle Unklarheit in der Ideologie der deutschen Demokratie, die wir als eine ungelöste und problematische Ost-Westspannung in seiner Seele bezeichnen können, hieran die wesentlichste Schuld trüge.

Diese Ost-Westspannung beruht auf der eigentümlichen geistigen Mittellage, die der Deutsche zwischen den beiden Polen östlicher und westlicher Ideenwelt einnimmt.

Wenn man diese beiden geistigen Pole, soweit die Gemeinschaftsstruktur oder die Staatsform in Frage kommt, mit zwei Worten bezeichnen will, so handelt es sich um den östlichen Begriff der Demophilie und den westlichen des Humanitätsideals.

Beide Begriffe sind verbunden durch die Idee der Gerechtigkeit - d. h. des gleichen Rechtes für alle, im Osten mit stärkerer Betonung der Gefühlswerte, der christlichen Pflicht der Nächstenliebe, der Hingabe an den Geknechteten, den Unglücklichen, das Volk - im Westen mehr doktrinär und verstandesmäßig auf Grund des statuierten Naturrechtes des Einzelnen auf Freiheit, Selbstbestimmung gegenüber und in der Gemeinschaft, d. h. also stärker in der Richtung des liberalen Individualismus orientiert.

Un und für sich liegt schon in der Forderung des unterschiedslos gleichen Rechtes für alle eine Begriffsverwirrung, denn jede, auch die primitivste Gemeinschaftsform verlangt ein Führertum, dem mehr Rechte zukommen, und eine Gefolgschaft, die sich eine gewisse Beschränkung ihrer Rechte gefallen lassen muß. Fordert so schon ein normalfunktionierender Staatskörper eine Gliederung in ein Oben und Unten, so ist eine solche auch schon durch die von der Natur gegebene Verschiedenheit der Menschen geboten, die sich auf allen Lebensgebieten geltend macht.

Sede auch die geringste Arbeitsgemeinschaft muß den Unterschied von Meister und Arbeiter anerkennen, oder - in größeren Verbänden - den schöpferischen Leiter, der den Gedanken und die Idee gibt und die Verantwortung trägt - und den ausführenden Werkarbeiter. Das ist keine künstliche Scheidung, sondern eine naturgegebene nach dem Unterschied der geistigen Befähigung und des Charakters. Das uneingeschränkte Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen, das in der französischen Formel Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zum Ausdruck kam, ist das allem Lebendigen, allem Naturgesetz Widersprechende, denn die Natur arbeitet mit den entgegengesetzten Begriffen der Verschiedenartigkeit, dem Zwang und der Unterordnung. Mit einem einzigen Wort hat vor Jahren der schwedische Staatsrechtslehrer Kjellen die Phrase vom Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen abgetan, als er darauf hinwies, daß dem französischen Geschrei nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aus dem Osten Deutschlands das Wort des großen Denkers Kant entgegenklingte: „Pflicht“, d. h. das Selbstbestimmungsrecht gehört jedem nur nach Maßgabe seines sittlichen Verantwortungsgefühls.

Es ist nun höchst charakteristisch, daß gerade dort, wo das Verantwortungsgefühl und der Pflichtbegriff nur in einer gefühligen Hingabe und Opferbereitschaft für den

Nächsten bestehen, wo die Pflicht der sittlichen Forderung, das herbe „Du sollst!“ keineswegs an erster Stelle steht, das demokratische Ideal als höchste Panacee gepriesen wird - in Rußland. Und zwar nimmt es dort ganz und gar den Charakter der Demophilie an.

Mit einem bedeutenden philosophischen Rüstzeug bewaffnet hat neuerdings der hochbegabte russische Schriftsteller Fedor Stepun* zu dieser Frage Stellung genommen. Es würde zu weit führen, sich mit der ganzen Ideologie der Demokratie, wie sie der Verfasser bringt, auseinanderzusetzen, aber gerade jene eigenartige Verschiedenheit in der slavischen und deutschen Geistigkeit tritt uns geradezu typisch speziell in der Verwechslung von Demophilie und Humanitätsideal im Rahmen dieses Gedankenkreises entgegen.

Gerade weil der Begriff der Demophilie bei Stepun nicht nur den rein slavisch-christlichen Gefühlsscharakter trägt, sondern logisch begründet wird, nähert sich seine Stellungnahme zur Frage der der deutschen demokratischen Denkweise.

Das russische Volk ist in den Augen Stepuns der eigentliche Träger der christlichen Idee und eines ethischen Idealismus, der sich von allem Aufklärungs-Materialismus des Westens freigehalten hat, und zugleich Träger der nationalen Idee. Man erkennt hier unschwer Tolstoi'sche Einflüsse. Aber im Gegensatz zu Tolstois antikirchlicher Stellung betont Stepun den demokratischen Charakter der Orthodogie gegenüber dem aristokratischen des Katholizismus. „Für die Möglichkeit eines geistig vertieften Demokratismus in Rußland bürgt ferner auch der Idealismus der russischen Freiheitsbewegung, die sicherlich zu den heroischsten Erscheinungen in der russischen Geschichte der letzten Jahrzehnte gehört . . .“

Daß alle diese Momente in der slavischen Volksseele durchaus irrational sind, gibt auch Stepun zu, betont aber, daß der scheinbar rationale Charakter der Demokratie einem Zusammenschluß dieser irrationalen Elemente nicht widerspräche, da die „irrationalsten Inhalte des menschlichen Geistes stets - falls sie bis zur schöpferischen Gestaltung gelangten - in sehr strengen, durch und durch rationalisierten Formen sich entfaltet hätten“ (??)

Hier liegt, vom deutschen Standpunkt aus geurteilt, ein logischer Irrtum vor: warum hat denn die russische Freiheitsbewegung es bisher noch nie zu einer Form gebracht, sondern hat sich nur mit der negativen Seite ihrer Aufgabe, der Zerstörung des Althergebrachten befaßt? Warum stürzte sie von der Verneinung des Bestehenden in das Chaos des Bolschewismus? Und warum wurde aus der weltumspannenden Freiheitsidee des Kommunismus der teuflischste Terror und die brutalste Vergewaltigung eines jeden, der seinen Rücken nicht unter das Sklavenjoch dieser „Freiheit“ beugte?

Das lag daran, daß der slavische Freiheitsbegriff und das durch keinen Pflichtgedanken eingeschränkte Selbstbestimmungsrecht eines jeden gar keines organischen Gemeinschaftsbaues fähig waren, sondern nur im entfesselten wütenden Kampf aller

* Fedor Stepun „Die Mission der Demokratie in Rußland“. Hochland, Heft 4/5. Januar 1926. Der Autor ist soeben als Professor der Soziologie an die Technische Hochschule in Dresden berufen worden.

gegen alle, sich auswirken mußten, indem der stärkste und unverantwortlichste Arm, die Knute und das Nichtbeil den Sieg davontrugen, bis in dieser Karrikatur eines Staatswesens scheinbare Ruhe eintrat. Die völlige Unfähigkeit des Slaven, das irrationale Element der Formsehnsucht, das der Gemeinschaft gegenüber als staatsbildender Gedanke auftritt - nun auch in der Gemeinschaft, ähnlich wie in jedem lebenden Organismus, ohne in ein mechanisch-totes, doktrinäres und rationales System zu verfallen, als bewußt schöpferische Kraft in gebändigter, flauvoller Ordnung lebendig zu erhalten, charakterisiert der russische Philosoph Berdjajew als völlige Abwesenheit einer „Kultur der Mitte“, wie Deutschland sie kennt. Diese „Kultur der Mitte“ ist in dem Sinne zu verstehen, daß zwischen der primitivsten Gestaltungssehnsucht, den primitivsten Lebens- und Gemeinschaftsformen des Menschen, dem noch ungehemmten Kampf ums Dasein und dem ersehnten und geglaubten Reich einer allumfassenden Liebe und eines ewigen Friedens, das uns als Ziel in unerreichbarer Form vor-schwebt - jenes große irdische Arbeitsfeld liegt, das wir zu beachern haben - weder nach den überwundenen Formen eines längst vergangenen Einst, noch in den eines zu erwartenden tausendjährigen Reiches. Hier auf dieser Erde liegt das Reich der Mitte zwischen den beiden Extremen, aber weder können wir den naturhaften Boden verleugnen, dem wir entstammen, noch auf den Blick zu den höchstgelegenen Zielen verzichten. Das gibt den Rahmen für unsere irdische Kulturarbeit, d. h. Gestaltung unserer selbst, unserer Menschengemeinschaft und der Erde. Der einzige Weg zu solcher Arbeit führt nicht aus der Werkstatt des rechnenden und teilenden Verstandes, nicht aus einem ungebändigten Selbstbestimmungsrecht, sondern aus dem bewußten Erleben sinnvoller Lebensgesetze zu einer Form der Gemeinschaft, die in sich lebendig und wachstumsfähig ist und eine „Kultur der Mitte“ schafft.

Und eine solche fehlt dem Slaven, weil er niemals die Tiefe der Begriffe „Leben“ und „organisch“ erfaßt hat, weil er nie den kategorischen Imperativ einer „lebendigen Ordnung“ gekannt hat, weil es für ihn nur ein „Entweder-Oder“ gibt, entweder die Seligkeit des Himmels auf Erden oder die Hölle irdischer Gewalten. Und diese Lücke, diese Kluft, die für jeden Russen entsteht, sobald er den natürlichen und historisch gewordenen Boden unter den Füßen verliert und in idealistischer Schwärmerei seine Hände nach einem Himmelreich ausstreckt - kann von ihm nur mit Hilfe rationaler Systeme und Doktrinen überbrückt werden, die wiederum das Leben knebeln, die organische Form töten und ihn selbst zum Sklaven dieses Systemes machen.

So ist auch die Demokratie als rationales System völlig unfähig, die irrationalen Kräfte der slavischen Volksseele zu einem lebendigen und geordneten Ganzen zusammenzuschließen.

Aber auch in den Köpfen unserer deutschen Demokraten spukt der unbeirrbare Glaube an den Formwillen und die Gestaltungskraft des „Volksgeistes“ und das humane Ideal der Menschen- und Volksbildung, der Dienst am Volke bekommt hier die auch in der modernen Pädagogik heute üblichen Untertöne der liebevollen Einfühlung in die Volksseele, die daneben die Forderungen des Gehorsams und der Ehrfurcht zurückstellt. Das soll alles naturhaft aus der Volksseele hervordachsen, sich selbst gestalten und leiten! Wenn wir auch nur flüchtig die historische Entwicklung

des deutschen Humanitätsideals betrachten, so werden wir leicht erkennen, daß zwischen ihm und der slavischen Demophille bedeutende Unterschiede bestehen.

Stepun glaubt das westliche oder europäische Humanitätsideal mit der kurzen Formel umschreiben zu können, daß sein Wesen „in der göttlichen Sagung des freien Menschen als des religiösen Trägers der neuen Geschichte“ beruhe und nicht - im Gegensatz zu Verbjajew - „auf der gottlosen Selbstbehauptung des Menschen, was ja ein ganz unverständliches Sichlosagen Gottes von seinen Söhnen bedeuten würde.“

Nun hat dieses „Sichlosagen Gottes von seinen Söhnen“ doch sicherlich in der Geburtsstunde des Humanitätsideals stattgefunden, in der Blüte der Aufklärungszeit, als der Mensch sich von Gott los sagte und sich der Leitung seiner aufgeklärten Vernunft überließ. Allerdings - im Sinne der orthodoxen Auffassung (und in gewissem Sinne auch der Barth'schen Theologie) würde diese Gottlosigkeit des Menschen noch nichts für Gottes Stellung zum Menschen bedeuten, da sein Verhältnis zu Gott nach dieser Auffassung nie vom Verhalten des Menschen zu Gott, sondern dem Gottes zum Menschen abhinge, d. h. Gott dem Gott abgekehrten (dem Verbrecher, dem Sünder) am nächsten stünde, weil dieser die unendliche Kluft zwischen ihm und Gott am deutlichsten und wahrsten empfinde (Dostojewski). Ob nicht in dieser eigentümlich undeutschen - mystischen Auffassung der unbedingten Gottesnähe der einfachen, ungebildeten, ja auch mit primitiven Instinkten schwer belasteten Volksseele mit ein Grund für den Glauben liegt, daß nun diese Volksseele in freier Selbstbestimmung eine wahrhaft religiös orientierte demokratische Gemeinschaftsform finden müsse? Man sieht, wie tief jeder Gemeinschaftsgedanke, jede staatsbildende Formsehnsucht mit der spezifischen religiösen Grundanschauung verankert ist.

Im Grunde ist die ethisch-religiöse Einstellung des Ostens im Gegensatz zu der des Westens auch zugleich die Grundlage ihrer verschiedenen politischen und sozialen, ja man darf sagen, kulturellen Denkweise. Ist der Osten in allen wesentlichen Lebensäußerungen auf Entselbstung zu Gunsten einer das Ich weit umfassenden, ja schließlich vernichtenden (Nirvana) Idee eingestellt, so betont der Westen im Gegensatz hierzu die Selbstbehauptung des Einzelnen innerhalb der Gemeinschaft und das umso mehr, je mehr wir von Ost nach West fortschreiten. Herrscht im Osten das Mitleiden vor, die persönliche Hingabe an den Mitmenschen, ja an Tier und Pflanze, so hier das autonome Recht des Einzelnen im freien Arbeitswettbewerb mit dem Schwächeren, dem Untüchtigeren und der Kreatur und die Pflicht der Gemeinschaftsarbeit. Und so hat sich auch das Humanitätsideal im Westen völlig andersartig, ja fast in entgegengesetzter Richtung entwickelt, als der östliche Begriff der Demophille.

Um diesen Unterschied deutlich zu machen, müssen wir uns die historische Entwicklung des westlichen Humanitätsideals in aller Kürze ins Gedächtnis rufen.

Daß das Humanitätsideal seit den Zeiten der Renaissance ein „bewußter oder unbewußter Protest gegen das Gefühl der menschlichen Ohnmacht und göttlichen Gnade“ (H. A. Korff) war, und „ein Wiederaufflammen jenes antiken menschlichen Selbstgefühls“, welches bekannte: der Mensch ist das Maß der Dinge, der Mensch ist der Sinn der Geschichte - daran können wir nicht zweifeln. Und der willensstarke, ja zügellose Individualismus der Renaissancemenschen findet gewissermaßen seine logische

Rechtfertigung, aber auch seine soziale Umgrenzung und Einschränkung durch die Aufklärung und die verstandesmäßige, von der Naturwissenschaft herkommende Gestaltung der Welt des Einzelnen, wie der Gemeinschaft. „Materieller Wohlstand, politische Freiheit, soziale Stellung, geistige Bildung und körperliche Gesundheit sind die Bürgschaft für menschliches Glück.“ Man sieht, wie hier bereits die demokratischen Ideen völlig rational aus dieser geistigen Welt, die zum geschlossenen System des englisch-französischen Positivismus führt, hervorzurufen.

„Mit Notwendigkeit scheint ein dem Geist der Naturwissenschaft verfallener Humanismus bei dem Ideal der individuellen und allgemeinen irdischen Glückseligkeit zu landen“. (Korff). Durch den Aufklärungsrationalismus wird die Bahn frei für einen Materialismus, der auch unser demokratisches Zeitalter kennzeichnet.

Nun bringt aber die deutsche Klassik - zuerst in der Periode des Sturmes und Dranges, dann in ihrer klassischen Reife einen neuen Sinn in den Humanitätsgedanken. „Am Anfang steht Goethes Naturgefühl, am Ende Schellings Naturphilosophie“ so charakterisiert H. A. Korff diesen Umschwung. Der Mensch wird gegenüber der Natur und der Welt zum verantwortlichen Gestalter - er ist nicht nur Geschöpf der Natur, sondern Schöpfer. Das Genie ist der äußerste Ausdruck dieses humanistischen Evangeliums.

Mit dieser Vertiefung des Humanitätsideals zum Kulturideal auf der Linie Herder, Goethe, Schelling, Nietzsche entfernt sich dieses deutlich genug von der demokratischen Formel der Aufklärungszeit, um in Nietzsche den schärfsten Ausdruck für eine Aristokratie des Geistes zu finden. Vielleicht am deutlichsten zeigt sich dieser Umbruch im Faust II und in der Pandora von Goethe. Hier tritt wirklich Goethe aus dem höchstgesteigerten Individualismus des Humanitätsideals in die Welt der sozialen Aufgabe, nicht aber im Sinne einer slavischen Demophilie oder eines mißverstandenen Gerechtigkeitsformalismus, sondern in der Selbstbestimmung auf den Pflichtenkreis der Gemeinschaftsarbeit. Nicht in erster Linie Liebe zum Menschen, sondern Berufung zum gemeinsamen Kulturwerk im Rahmen der Gemeinschaft ist das sittliche Motiv. Mithin ist der individualistische Zug auch keineswegs auszuschalten, sondern er ist nur gebändigt, begrenzt und hat seine vollkommene Berechtigung für den, der die Verantwortung für sein Führertum bewußt in sich trägt.

Und nun vergleiche man damit, was das Wesen der heutigen deutschen Demokratie bestimmt: es ist die Angst vor der Über- und Unterordnung, die Angst vor dem Überragenden, der Qualität, die Angst vor der Verantwortung: es ist Materialismus und Rationalismus, Quantitätsdenken, Rechenhaftigkeit, eine „asketische Weltanschauung“ verbrämt mit slavisch gefärbter Nächstenliebe, Mitleid mit dem Unterdrückten, Geknechteten, Angst vor dem Kampf, Sehnsucht nach dem eschatologischen Frieden auf Erden und in vielen Fällen Ressentiment, d. h. Neid, Mißgunst, Klassenhaß.

Wie anders unsere klassisch-romantische Epoche mit ihrer Lebenssehnsucht, ihrer romantischen Lebensphilosophie, die den Verstand und die Ratio in ihre Grenzen verweist und die das Leben und die Gemeinschaft, und in beiden den Menschen nach ewigen unverbrüchlichen Gesetzen in eine nach Werstufen gegliederte Struktur stellen will, die bisher noch niemals von der Demokratie zum Programm erhoben wurde

und die doch jedem hochentwickelten Organismus eignet.

Mag der Franzose oder der Engländer Demokrat sein, er darf es vielleicht eher, weil er von Natur machthungrig und national willensstark ist, der Deutsche darf sich diesen Luxus nicht erlauben, weil ihn die Ideologie der Demokratie sofort zum Sklaven seines Doktrinarismus werden läßt und er unversehens in unrealisierbaren Träumen endet, die bloß dazu geeignet sind, das Staatsgefüge zu lockern und dem Schrei des Proletariats nach sozialer Gerechtigkeit zum Vorspann zu dienen.

Der Glaube an die zunehmende Einsicht der Menschheit hinsichtlich der Wahl der geeignetsten Staatsform wird durch die Geschichte der sozialen Frage in der antiken Welt nicht gerade gestärkt. Der unvergleichliche Forscher R. von Pöhlmann* faßt das Urteil Platons über die „reine Demokratie“ folgendermaßen zusammen: „Das wertvollste und für die Gegenwart wichtigste Ergebnis dieser geschichtlichen Entwicklung ist die wissenschaftliche Überwindung des abstrakten Freiheitsprinzips der radikalen Demokratie, die alle Freiheit einseitig als individuelles Recht ansieht (uneingeschränktes Selbstbestimmungsrecht!) und die mit diesem Rechte verbundenen sozialen und politischen Pflichten mehr oder minder ignoriert. Unwiderleglich ist der Nachweis, daß da, wo die atomistisch = individualistische Freiheits- und Gleichheitsidee der „reinen“ Demokratie vollständig verwirklicht und der Massenmehrheitswille das entscheidende Moment für Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung geworden ist, der Staat einer zur Erfüllung dieser Pflichten ebensowenig fähigen, wie gewillten Massenherrschaft anheimfällt, und daß diese Mehrheit die politische Macht für die Sonderinteressen derjenigen, welche die Mehrheit bilden, stets ebenso rücksichtslos ausbeutet wird, wie sie die plutokratische Minderheit nur jemals für sich ausgebeutet hat . . . Das absolute Majoritätsprinzip läuft stets auf die Vergewaltigung eines mehr oder minder großen Teiles der bürgerlichen Gesellschaft hinaus und vermag am wenigsten das, was es verspricht, die „gleiche Freiheit aller“ zu erreichen . . . Mit sicherem Blick für die wahren Bedürfnisse des staatlichen Lebens wird von Plato an die Stelle des absoluten Gleichheitsprinzips der Demokratie, das „Ungleichen Gleiches“ zuspricht, der Begriff der wahren Gleichheit gesetzt, d. h. der Verhältnismäßigkeit zwischen politischem Machtanteil und persönlicher Leistung.“ So hat bereits der griechische Philosoph die Ideologie der reinen Demokratie in allen ihren Schwächen und Irrtümern bloßgelegt.

Steht Deutschland nun wirklich mit seiner politischen und kulturellen Aufgabe in der Ost-Westspannung zwischen dem überrationalisierten Westen mit seiner Tradition der Aufklärungszeit und dem Positivismus, dem rational formulierten Humanitätsideal - und dem Osten mit seiner zu keiner organischen Struktur fähigen Demophilie, seiner Mystik und seinen eschatologischen Utopien, so wird es nie seiner Aufgabe Herr werden, wenn es nur ein ihm wesensfremdes Mischbild westlicher und östlicher Ideenwelt im Aufbau seines Staates und seiner Gemeinschaft widerspiegelt, sondern nur, wenn es jenes auf eigenem Boden gewachsene Humanitätsideal seiner klassischen

* Robert v. Pöhlmann: Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt. 3. Auflage. Beck. München 1925.

Epoche zur Richtschnur für sein Handeln macht, in welchem deutscher Individualismus sich mit der sozialen Idee in organischer Gliederung der Gemeinschaft zu schöpferischer Tat, in einer Kultur von Oben nach Unten, vom Einzelnen zum Volk, vom Führer zur Gefolgschaft darstellt.

Werden, Wesen und Bedeutung der deutschbaltischen Studentenkorporationen*

von Wolfgang Wachsmuth - Riga

Im Sommer 1923 fand eine baltische Studiengesellschaft im Banat und in Siebenbürgen gastfreundlichste, wärmste Aufnahme. Am 6. Juli stieg sie, auf dem Donauwege von Wien aus kommend, in Orschowa an Land, empfangen von einer Gruppe ortsansässiger deutscher Herren.

Bald stellte es sich heraus, daß es Mitglieder eines seit Jahrzehnten bestehenden, deutschen Männergesangvereines waren. Diesem dankt es Orschowa, daß es noch heute Deutsche in seinen Mauern beherbergt. Was es sonst noch, in großer Zahl, an Deutschen in Orschowa gab, war fast durchweg madjarisiert, hielt sich den deutschen Gästen fern. Der korporative Zusammenschluß deutscher Männer und ihrer Familien im Gesangverein hatte diese eine Gruppe dem Deutschtum erhalten.

Und das ist symptomatisch.

Die Parabel von der größeren Stärke eines Bündels von Stäben gegenüber dem einzelnen Stab hat auch im Leben der Völker ihre Geltung, - nicht zuletzt im Leben der Auslandsdeutschen. Wo der korporative Zusammenschluß gelungen, da hat sich der Deutsche auch in fremder Umgebung erhalten; wo er fehlte, ist der Deutsche in der Masse der fremdstämmigen Umgebung aufgegangen.

Instinktmäßig, vielfach in der Notwehr ist dieser Zusammenschluß erfolgt und ist dann zur Tradition, zum heilig gehaltenen Erbe der Väter geworden.

Das gilt auch von den baltischen Deutschen.

In Korporationen ist der Balte von frühester Jugend an eingebettet. Was waren denn im Mittelalter der Orden und die Domkapitel, die Gilden und Vasallenschaften anders als „Korporationen“? Was sind die späteren Ritterschaften, Gilden und Zünfte? Und die Korporationsbildung - hier setzt das Eigenartige baltischer Verhältnisse ein - ging über den Edelmann, den Kaufmann und Handwerker hinaus und schloß auch die Vertreter der freien akademischen Berufe, so die Ärzte

* Der Aufsatz gibt in der Schilderung einer der bedeutendsten baltischen Organisationsformen gleichzeitig einen Beitrag zum Problem der jungen Generation in den auslandsdeutschen Siedlungen (Vgl. Heft 2, 3 und 4 unserer Zeitschrift).

und Pastoren, Lehrer, Rechtsanwälte und Professoren, in einer Korporation zusammen, - im Stande der „Literaten“, mit besonderen Standesrechten, eigenem Konnubium, eigener Tradition. Ja, es ist treffend gesagt worden, daß die ganze „baltische Gesellschaft“, daß alles, was bewußt baltisch denkt und fühlt, im Grunde eine Gesamtkorporation darstellt. Manch bitteres Wort über die „Exklusivität der Balten“, über die Schranken, mit denen diese „baltische Gesellschaft“, sei es Edelmann oder Handwerker, Kaufmann oder Literat, sich umgibt, (der deutsche Bauer fehlte uns bis vor kurzem leider ganz), konnte aus dem Munde des neuhinzugewanderten Reichsdeutschen gehört werden. Das Baltentum ist eine geschichtlich bedingte Gesinnungsgemeinschaft, der „der Kampf um ihr Volkstum“ seit Jahrhunderten zentrale Aufgabe gewesen, Tradition geworden ist. Der baltische Mensch ist der traditionsbegabte Mensch.

Wer zu dieser Gemeinschaft gehören will, muß innerlich der ihre werden. Wer in diese „baltische Korporation“ nicht Aufnahme gefunden, sei es weil er nicht wollte oder nicht konnte, ist meist über kurz oder lang dem Deutschtum verloren.

Die „gestimmungsmäßige Einbaltung“ des zugewanderten Reichsdeutschen erfolgt in den Städten meist schon in der zweiten Generation. Die baltische Schule spielt seit einem Jahrhundert bei diesem Prozeß der „Einbaltung“ eine hervorragende Rolle. Demgegenüber sind die Tausende deutscher Handwerker, die im 18. Jahrhundert das Baltikum überfluteten und wegen der Überhandnahme der Konkurrenz von den deutschen Zünften in den Städten nicht geduldet und daher als „Einlieger“ auf lettischen Bauernhöfen sesshaft wurden, in der überwältigenden Mehrzahl vom Lettentum aufgefogen worden. Sie entbehrten des Schutzes der Korporation - der Zunft - und gingen ihres Volkstums verlustig.

Wenn nun die Zugehörigkeit zu einer Korporation eine Daseinsbedingung des Balten ist, sollte der Gedanke eines korporativen Zusammenschlusses da nicht auch in der akademischen Jugend lebendig und zur Tat werden? Es konnte nicht anders sein, und so sehen wir denn an den beiden Hochschulen der ehemaligen drei baltischen Provinzen (Estland, Livland und Kurland), an der Universität Dorpat (gegründet 1802) und der Technischen Hochschule Riga (gegründet 1862), ein reiches korporatives Leben sich entfalten.

Zunächst ist es, was bei der geringen anfänglichen Frequenzziffer der Universität nicht Wunder nimmt, eine einzige „Burschenschaft“ die sämtliche Studierenden umfaßt. Mit dem Anwachsen der Hörerzahl und der stärkeren Differenzierung der Studentenschaft wurde dann aber der Boden zur Entstehung einer ganzen Anzahl selbständiger Korporationen geschaffen, so daß die erste Dörpische „Burschenschaft“ schon 1809 zerfiel und sich in eine Reihe von „Landsmannschaften“ auflöste. Doch bereits mit dem Jahre 1812 begannen die Ideen der „Allgemeinen deutschen Burschenschaft“ aus Deutschland in Dorpat Eingang zu finden, die erneut einen allgemeinen Zusammenschluß zur Folge hatten. Es ist nicht ohne Interesse, daß sich unter den neun Vorsitzenden der ersten deutschen Burschenschaft in Jena im Jahre 1815 nicht weniger als 3 Balten befinden, daß der erste burschenschaftliche Comment in Jena eine Reihe von Bestimmungen aus dem ältesten Dörpischen Comment übernommen

hat und daß im späteren Dorpater Comment wiederum vielfach Bestimmungen des Senenser Comments anzutreffen sind. Die gegenseitigen Einflüsse müssen stark gewesen sein, was auch darin zum Ausdruck kommt, daß unter den von der Senenser Burschenschaft 1815 als „vollgültig“, d. h. „burschenschaftlich organisiert“ anerkannten Universitäten sich Dorpat findet, während eine große Anzahl reichsdeutscher Universitäten in diesem Verzeichnis fehlt.

Diese seit 1812 in Dorpat nachweisbare „Allgemeine Burschenschaft“, innerhalb derer die Kurländer seit 1808 und bleibend eine geschlossene Gemeinschaft bildeten, zerfiel aber schon um 1820: die von reichsdeutschen Verhältnissen total abweichende politische Lage in den baltischen Provinzen und die landsmannschaftlichen Tendenzen innerhalb der Studentenschaft bildeten ein zu starkes Gegengewicht gegenüber den burschenschaftlichen Bestrebungen. So entstanden die 4 alten Dörpfschen Landsmannschaften: die „Curonia“, „Estonia“, „Livonia“ und „Fraternitas Rigensis“, zu denen sich im Laufe der Jahrzehnte eine Reihe weiterer deutscher Verbindungen gesellte (vorübergehend auch eine russische, bleibend die „Lettonia“, die jetzt in Riga weiterbesteht). Sie haben sich zum Teil als durchaus lebensfähig erwiesen und blühen neben den alten Landsmannschaften noch heute („Neobaltia“, „Academica“). Die Korporationen sind durchweg farbentragend.

Und kaum, daß diese Trennung vollzogen, setzt bezeichnenderweise wieder eine rückläufige, auf den Zusammenschluß hinsteuernde Bewegung ein, die, unter Wahrung der Selbstständigkeit der Einzelkorporation, doch eine alle umfassende Spigen-Organisation, den Chargierten-Comité (Ch! E!) schafft, der 1834 ins Leben tritt.

Unter dem Ch! E! haben wir die Gesamtheit aller Bursche der Universität zu verstehen, den einheitlichen „Burschenstaat“, der regiert wird von den Vertretern der Korporationen, den Chargierten. Der Ch! E! ist im Grunde mithin nichts anderes als eine „allgemeine Burschenschaft“, nur innerhalb dieser gesondert nach Korporationen. Das brüderliche „Du“ vereinigt alle Glieder des Ch! E!, d. h. die ganze Studentenschaft zu einer Gemeinschaft.

Dem Ch! E!, der sich seine Organe in der Chargierten-Versammlung, im allgemeinen Burschengericht und Ehrengericht schuf, standen Legislative und Jurisdiktion zu, verbindlich für die Gesamtheit der Studenten, für Korporelle und Nichtkorporelle („Wilde“).

Dieses Alleinregiment der Korporationen hat begreiflicherweise zu Zeiten Opposition unter der Wildenschaft hervorgerufen, die daher auch mehrfach (1847/50; 1862/64; 1873/74) zum Mitregiment herangezogen wird. Bald jedoch flaut die Anteilnahme der nichtorganisierten Wilden ab; sie scheiden aus der Regierung aus und überlassen den disziplinierten Korporationen die Führung.

Und doch hat die kurze Zeit des Mitregimentes der Wilden von 1847 - 50 einem Gedanken im Dörpfschen Burschenstaat zum Siege verholfen, der von allergrößter Bedeutung für den Charakter unserer Korporationen geworden ist und diese aufs schärfste von den reichsdeutschen studentischen Verbindungen unterscheidet: es ist die Anerkennung des Standpunktes der Anti-Duellanten, der Antiduellanten als gleichwertiger und gleichberechtigter Korporationsglieder. Wir

unterscheiden keine „schlagenden“ und „nichtsschlagenden“ Studentenverbindungen, wobei die Glieder der letzteren bei Beleidigungen wehrlos und rechtlos den schlagenden Verbindungen gegenüberstehen. Innerhalb jeder Verbindung gibt es Duellanten und Anti-Duellanten, und beide genießen gleichen Rechtsschutz. „Satisfaktion geben“ ist bei uns nicht gleichbedeutend mit „Satisfaktion mit der Waffe geben“. Die Satisfaktion kann auch in einer vollgültigen Ehrenerklärung bestehen, und Burschengericht und Ehrengericht die für die gesamte Studentenschaft verbindlich sind, sorgen dafür, daß dem Beleidigten eine seinem Standpunkt entsprechende Genugtuung wird.

Die Bedeutung dieses studentischen Ehrenkodex geht weit über das Studentenleben hinaus. Die Disziplinierung der Studentenschaft greift hinüber in das Philisterleben. Auch hier ist kein Anti-Duellant wehrlos beleidigenden Angriffen seiner Mitbürger ausgesetzt. Ein ad hoc eingesetztes „Schiedsgericht“ sorgt für Genugtuung, und so stark ist die Disziplin, daß niemand es wagen würde, sich dem Spruch eines solchen Schiedsgerichtes zu widersetzen.

Bis 1894 bestand in Dorpat dieser allgemeine Ch! E!, der die gesamte Studentenschaft, Korporelle und Wilde, in einem einheitlichen Staate unter einheitlicher Leitung umfaßte. 1894 bricht er zusammen. Nicht weil er sich überlebt hat, sondern weil die russifizierte Universität Dorpat, „Surjew“ genannt, überschwemmt wird von russischen Elementen, die deutscher Burschensitte, Burschenehre und Burschenrecht fremd gegenüberstehen. Der Ch! E! wird „fakultativ“ d. h. nur die Studenten gehören ihm seit 1894 an, die sich freiwillig ihm anschließen. Das sind die Korporationen und unter den Wilden fast ausnahmslos alle Deutschen. Ein „Deutscher Burschenstaat“ an der russischen Universität Surjew wird der alte Dorpater allgemeine Ch! E!*. Als solcher besteht er, neben einem estnischen Ch! E! auch noch heute.

Die Bedeutung des Ch! E! kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Der Ch! E! hat nicht nur die Studentenschaft vor dem Auseinanderfall bewahrt, sondern hat weit darüber hinaus um alle einstigen akademischen Bürger Dorpats ein gemeinsames Band geschlungen, diese, sozusagen, zu einer „Gesamt-Korporation der Alt-Akademiker Dorpats“ zusammengeschweißt.

Der Burschenstaat an der 1862 gegründeten Technischen Hochschule (Polytechnikum) in Riga ist in vielem ein Spiegelbild seiner älteren Schwester Dorpat. Als der Rigasche Burschenstaat entstand, hatte der Ch! E! mit all seinen Institutionen - wie Burschen- und Ehrengericht - in Dorpat bereits feste Gestalt gewonnen, war der Standpunkt der Anti-Duellanten in Dorpat bereits anerkannt. Diese Kämpfe blieben Riga daher erspart. Schon bald nach Begründung des Polytechnikums wurde die gesamte Studentenschaft in einem Ch! E! nach dem Muster des Dörpftchen zusammengefaßt, gleichfalls unter der Führung der Korporationen.

Und doch zeigt das Gesicht des Rigaschen Burschenstaates manche besonderen Züge.

* Auch die lettische Korporation „Lettonia“ gehörte diesem Ch! E! von 1882 bis 1905 an. Es ist äußerst bedauerlich, daß die deutschen Ch! E! es im Jahr 1905 zum Bruch mit der Lettonia (der ihren Austritt aus dem Ch! E! zur Folge hatte) kommen ließen.

Von vornherein hat es unter den Studierenden in Riga viele Nicht-Deutsche, zu Anfang vor allem Polen, gegeben. Auch diese Nicht-Deutschen traten zum Teil in Korporationen zusammen und gehören als solche (und natürlich auch alle - auch nichtdeutschen - Wilden) dem im Ch! E! organisierten Burschenstaate an. Das ist es, was dem Rigaschen Ch! E! seinen besonderen Stempel ausdrückt. Im Jahre 1907 stehen den 3 deutschen Rigaschen Korporationen 6 nichtdeutsche gegenüber, - alle aber vereinigt in einem deutschen Ch! E!. Der „Kampf um die Vorherrschaft“ zwischen den Korporationen ist es, der dem Ch! E! - lichen Leben in Riga schon früh seine besondere Physiognomie gibt. In Dorpat waren die Machtverhältnisse viel stabiler; in Riga sehen wir eine immer wechselnde Gruppierung der Mächte, ein viel farbenreicheres diplomatisches Spiel, indem die um die Vorherrschaft ringenden Korporationen sich die Gefolgschaft der Schwächeren zu sichern suchen.

Die Wildenfrage hat in Riga denselben Verlauf genommen, wie in Dorpat. Auch in Riga registerten die Korporationen die gesamte Studentenschaft, auch in Riga wird den Wilden mehrfach das Mitregiment eingeräumt, gleichfalls mit negativem Erfolge. Erst 1899, d. h. 5 Jahre später als in Dorpat, bricht der Ch! E! als Vertreter der gesamten Studenschaft auch in Riga zusammen. Wie in Dorpat wird er „fakultativ“: nur die Korporationen gehören seitdem ihm an und die Wilden, die sich freiwillig zu ihm bekennen. Und wie in Dorpat, sind es auch in Riga alle Deutschen. Das Gros der Wildenschaft steht außerhalb des Burschenstaates, weil es meist landfremde Elemente (Russen) sind.

Heute, nach Begründung der Republiken Estland und Lettland und der politischen Trennung Dorpats von Riga, ist die Situation folgende: drei von den einstigen dörptischen deutschen Korporationen (Curonia, Fraternitas Rigensis und Fraternitas Pharmaceutica) sind an die lettländische Universität Riga verpflanzt und gehören zusammen mit den Alt-Rigaschen deutschen Korporationen (Fraternitas Baltica, Concordia Rigensis, Rubonia) einem Rigaschen Ch! E! an, der auch alle rigaschen lettischen Korporationen umfaßt. Ferner hat über die aktiven Studenten hinaus ein Zusammenschluß aller Philisterverbände aller Dörptischen und Rigaschen deutschen Korporationen zu einer Spitzenorganisation stattgefunden, der wiederum ein Beweis für den Drang des Baltens nach korporativem Zusammenschluß ist.

Schon diese kurze historische Übersicht* gibt Ausblicke auf die Bedeutung der deutschen studentischen Korporationen in den baltischen Ländern. Das z. T. ehrwürdige Alter der Verbindungen und ihre dadurch bedingte feste Verwurzelung in der Tradition; ihr enger Zusammenhang untereinander; ihre Auswirkung auf das Philisterleben, die sich im Zusammenschluß aller einstiger Dorpater und Rigaer Korporationsphilister (Alte Herren) zu einer gemeinsamen Spitzenorganisation dokumentiert; die Tatsache, daß der baltische Bursch die Hochschule nicht zu wechseln pflegt und daher nicht 2 - 3 Semester, sondern vier, fünf und mehr Jahre in der Korporation aktiv ist; die hohe Frequenzziffer der Korporationen (zeitweilig bis zu 100 Aktive); die

* Näheres siehe: „Jahrbuch des Deutschtums in Lettland 1926, Seite 99 - 102.

Bekleidung der Ehrenämter durch Bursche höherer Semester; die Zugehörigkeit der Söhne der meisten führenden Familien zu einer der Korporationen; das Fehlen der Unterschiede und Gegensätze von „Corps“, „Burschenschaft“, „Turnerschaft“ und wie sie alle in Deutschland heißen, - alles dieses macht die Rolle verständlich, die die studentischen Korporationen im Leben des Baltens spielen. Ist es doch eine Tatsache, daß wir keine Biographie, keinen Nekrolog eines akademisch gebildeten Baltens (auch wenn er im späteren Leben die höchsten Würden erlangt haben sollte), finden werden, in denen nicht der Korporation, der er angehörte, und der Rolle, die er in ihr gespielt, gedacht wird. Fragen wir doch, wenn wir den Namen eines akademisch gebildeten Baltens hören und uns nach seinen Personalien erkundigen, ausnahmslos, ob und welcher studentischen Korporation er angehört hat, ob er in ihr führend gewesen.

Gewiß, unsere Korporationen haben eine große erzieherische Bedeutung: Erziehung zur Persönlichkeit, Erziehung zur landespolitischen Arbeit, Erziehung zum deutsch-baltischen Menschen sind bewußte Aufgaben der Korporationen im Laufe ihrer Entwicklung geworden. Und das geschieht, weil die Korporationen in der ganzen deutschen Gesellschaft fest verankert sind, von ihr getragen werden und die Korporationsglieder nicht nur für die Zeit einiger weniger feuchtfrihlicher Semester in der Aktivitas zusammenhalten. Daß aber die Korporationen so fest in der Gesellschaft verwurzelt sind, das hat seinen Grund nicht zum wenigsten in der ständischen Struktur eben dieser Gesellschaft, auf die eingangs bereits hingewiesen worden ist. Es ist das „Literatentum“, die Gruppe der akademisch Gebildeten, die zur Erklärung dieser Tatsache herangezogen werden muß.

Die baltischen „Literaten“ bildeten wie gesagt, nicht eine lose Gruppe innerhalb der Bürgerschaft, sondern entwickelten sich zu einem regelrechten Stande, einem „gehobenen Bürgertum“, das sich zwischen Bürger und Adel schob; mit allen Merkmalen eines echten Standes: ständisches Konnubium, dadurch bedingte gemeinsame Traditionen, gegliedert, normierte, besondere Standesrechte usw. Eine Art „bürgerlicher Aristokratie“, deren Lebensberuf es war, geistige Werte aus dem Mutterlande den Heimatsgenossen zu vermitteln. Sie sind die berufsmäßigen Vermittler und Träger deutscher geistiger Kultur durch Jahrhunderte gewesen, - und das gibt dem baltischen Literatentum eine besondere Bedeutung. Zum Literatenstand gehört als Vorbedingung akademisches Studium; dieses aber wurde in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle in der Heimat absolviert. An der heimischen Hochschule erfolgte der Zusammenschluß zum Literatentum, und dieser Zusammenschluß geschah in erster Linie in den Korporationen. Die Korporation gab dem künftigen Literaten seinen, wenn ich so sagen darf, „Literatenbrief“, der sein Adelsbrief ist. Nicht, daß unsere Korporationen nur bürgerliche Glieder zählen. Im Gegenteil. Ein Vorzug der Korporationen ist es, daß sie nicht ständisch gegliedert sind. Wir haben keine adligen Corps und bürgerlichen Burschenschaften. Adel und Bürgertum vereinigen sich vielmehr in den Korporationen, dort findet ein Ausgleich, eine Annäherung statt, dort werden Beziehungen geknüpft, die von weittragendster persönlicher und völkischer Bedeutung sind.

* Näheres siehe: „Jahrbuch des Deutschtums in Lettland 1924, Seite 103 und 104.

Aber der Adlige trägt seinen Adelsbrief schon in der Tasche, wenn er in die Korporation eintritt. Der Bürgerliche erwirbt seinen Literatenbrief erst auf der Hochschule. Die soziale Stellung des Bürgerlichen erhält durch seine Zugehörigkeit zur Korporation ihren festen Rückhalt; die soziale Stellung des Edelmannes wird durch die Zugehörigkeit zur Korporation nicht geändert, wenngleich - besonders in Liv- und Estland - die Zugehörigkeit zur Livonia und Estonia auch den Edelmann in den Augen seiner Standesgenossen noch im späteren Leben hebt.

So erklärt es sich, daß unseren Korporationen eine Bedeutung zukommt, die weit über den Rahmen einer studentischen Verbindung hinausreicht. Denn alle - Kaufmann, Edelmann, Handwerker und Literat - entsenden ihre Söhne in die Korporationen. Und aus den Korporationen treten sie zurück in ihre Familien und übertragen auf diese Anschauungen, Gesinnung und Denkweise, die sie in den Korporationen erworben. Wohl sind die gesellschaftlichen Unterschiede bei uns im bürgerlichen Leben nicht gering. Aber in entscheidenden Fragen deutschen Denkens und Fühlens, in Fragen nationaler Würde und persönlicher Ehre ist man bei uns von einer Einmütigkeit, wie sie nicht oft anzutreffen sein wird. Denn trotz aller gesellschaftlichen Unterschiede empfinden sich Kaufmann und Edelmann, Literat und Handwerker in ihrer Eigenschaft als Deutsche doch als eine Familie. Und die Basis für dieses Empfinden gibt die Korporation, wo Vertreter aller Stände zusammengefaßt werden und wo diese Einheitsfront der Gesinnung geschaffen wird, die ausstrahlt auch auf Kreise, die selbst dem akademischen Leben fernstehen.

Und nun fragt es sich: ist denn unter den Balken nichts von der Jugendbewegung zu spüren, die in Deutschland immer weitere Kreise zieht und in schärfstem Gegensatz zu den studentischen Korporationen vom alten Typus steht?

O ja, auch zu uns sind diese Wellen ins Land geschlagen und zweifellos wird - und soll - die Jugendbewegung nicht ohne Einfluß auf den Charakter unserer studentischen Verbindungen sein. Gerade die starke Verankerung unserer Korporationen in der Tradition beschwört die Gefahr einer Erstarrung heraus. Darum kann die Jugendbewegung mit ihrem Kampf gegen Konvention, Schein und Phrase, mit ihrer gesteigerten Geistigkeit, mit ihrer bewußten Pflege alten deutschen Volksgutes nur befruchtend und fördernd auf unsere Korporationen wirken. Diese haben ihr Erziehungsideal im Laufe der Jahrzehnte nicht unverändert festgehalten; sie haben es gewandelt und „die Erziehung zum Burschen“ allmählich zu einer „Erziehung zur Persönlichkeit“ vertieft. Sie werden und müssen auch aus der Jugendbewegung sich Quellen zu neuem starken Leben erschließen. Und die Korporationen dürften hier bei uns diesen neuen Idealen voraussichtlich zugänglicher sein, als in Deutschland, weil die Trinksitte hier nicht in die starren Formen eines Comments gepreßt ist und auch der Mäßige oder gar Abstinente (vorausgesetzt, daß er eine Persönlichkeit ist) sich innerhalb der Verbindung behaupten kann, weil kein Quellzwang herrscht und die „äußeren Formen“ nicht annähernd die Rolle spielen. Andererseits ist die Verankerung der Korporationen in der Tradition, ihr enges Verbundensein mit allen Schichten der deutschen Bevölkerung ein Schutzwall gegen destruktive Tendenzen der deutschen Jugendbewegung, die ihrem Wesen nach tradi-

tionsfeindlich, oppositionell gegen die bestehenden Gemeinschaften, so gegen Haus, Schule und Kirche, war und zum Teil noch ist.

Sollte diese radikale, traditionsfeindliche Richtung der Jugendbewegung unter der baltischen Jugend Platz greifen oder gar die Oberhand gewinnen, - dann hat die letzte Stunde des Baltentums geschlagen. Denn - lösen wir uns von der Vergangenheit, von der baltischen Tradition der zentralen Stellung des nationalen Gedankens, dann geben wir uns selbst preis, hören wir auf Balten, Deutsche zu sein.

Darum heißt es, einerseits aus der Jugendbewegung lebenspendende Ströme in unsere Korporationen leiten; und andererseits alles abdämmen, was an traditionsfeindlichen, eigenbrödlischen, weltfremden Tendenzen in der Jugendbewegung steckt.

Unsere akademische Jugend durchlebt zur Zeit eine Krise. Der Sturz des Baltentums aus Wohlstand und Macht konnte nicht ohne Rückwirkung auf unsere deutschen studentischen Verbindungen sein. Verarmt, zusammengeschmolzen, in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben des Landes zurückgegangen, laufen sie leicht Gefahr in der Pflege der Erinnerung an einstige Macht und Blüte stecken zu bleiben. Die alte Form braucht neuen Inhalt.

Nun aber hat sich, zunächst vornehmlich in Schülerkreisen, der „Wandervogel“ aufgetan. Es ist ein „baltischer“ Wandervogel, der traditionsfeindliche Tendenzen daher nur ausnahmsweise gezeigt hat. Es sind ernste, strebende, suchende Menschen, die sich im Wandervogel zusammengefanden.

Noch freilich sammelt sich die überwiegende Mehrzahl der studierenden Jugend in den Korporationen, und vornehmlich die Söhne der traditionsbegabten Familien, die seit Generationen mit diesen verwachsen sind, treten in die alten Verbindungen ein. Aber - unter der Schuljugend wächst der Wandervogelgedanke. Wohin werden sich diese durch die Jugendbewegung gegangenen Elemente wenden, wenn aus ihnen Studenten geworden sind? Werden sie in die Korporationen eintreten, diese mit neuem Geist befruchten und ihrerseits in der Korporation diszipliniert, zum traditionsbegabten baltischen Menschen erzogen werden? Oder werden sie abseits bleiben, eigene Gruppe bilden?

Platz für beide zugleich haben wir nicht. Spaltungen können wir uns nicht erlauben. Wir brauchen die Disziplinierung, das Traditionsbewußtsein des Korporationsstudenten. Wir brauchen auch den Ernst und die Geistigkeit des Wandervogels. Eine Befehdung beider Gruppen würde beide in den Radikalismus hineintreiben, würde die einen erstarren, die anderen der Traditionslosigkeit, dem Separatismus, der Isoliertheit verfallen lassen.

Es kann mit Genugtuung konstatiert werden, daß diese Fragen auch in den Kreisen der Jugend auftauchen, daß beide Gruppen anfangen, sich mit diesen Problemen auseinanderzusetzen. Eine Verschmelzung beider brächte die Lösung, brächte der kommenden Baltengeneration größten Gewinn.

Wir dürfen hoffen, daß der im Baltentum mit besonderer Stärke lebendige „korporative Gedanke“ den Sieg davontragen und zu einer Einigung führen wird.

Fürsten und Demagogen

von Erwin Kelsner - Hermannstadt

Der mangelnde Blick für den Unterschied zwischen Größe und Wert, zwischen Quantität und Qualität ist vielleicht das wesentlichste Merkmal unserer Epoche. Eine Zeit, die in wirtschaftlicher und technischer Hinsicht dem Dämon Zahl verfallen ist, beurteilt natürlich auch alle anderen Erscheinungen des Lebens, die politischen und selbst die kulturellen, vorwiegend nach quantitativen Gesichtspunkten. Ihr imponiert nur, was sich messen läßt, bzw. was alle bisherigen Maßstäbe überwächst. Der Geist des Rekords hat auf allen Linien gesiegt. Nur aus dieser Denkrichtung ist z. B. auch die Überschätzung zu erklären, deren sich heute Mussolini, der italienische „Duce“, nicht nur bei den eigenen fanatisierten Anhängern, sondern auch im Ausland, ja selbst in Deutschland erfreut. Man erkennt nicht, daß dieser üble Imitator römischer Cäsaren nur ein von den augenblicklichen Konjunkturen an die Oberfläche getragener moralisch minderwertiger Abenteuerer, ein mit überdurchschnittlichen intellektuellen Fähigkeiten ausgestatteter Babanquespieler ist, unter dessen gewagte Wahrscheinlichkeitsrechnungen über kurz oder lang das Schicksal seinen Bilanzstrich setzen wird. Als Deutsche könnten wir diesem Schicksalsdrama, das aber nichts von einer Tragödie an sich hat, innerlich unbeteiligt zusehen, wenn nicht der „Duce“ gerade in nationalen deutschen Kreisen, die uneingeschränkte Bewunderung finden würde. Nicht das interessiert uns hier, daß diese Kreise über ihrer Verehrung für einen fremdnationalen Konkubittiere sogar die Angelegenheiten des eigenen Volkes vergessen und etwa die Vergewaltigung der Südtiroler für unwesentlicher erachten als den von ihnen bejahten Sieg der faschistischen Ideologie, das alles sind bloß Nebenerscheinungen, sondern daß sie überhaupt von dem System Mussolinis die Gesundung des nationalen Lebens erhoffen. Diese Tatsache beweist die völkische Instinktslosigkeit jener Leute, die sich selbst das Prädikat „völkisch“ beigelegt haben.

Ich weiß nicht, ob irgend ein Deutscher schon so kühn war, Mussolini mit Friedrich dem Großen oder auch nur mit Bismarck auf eine Stufe zu stellen. Die Wahrscheinlichkeit besteht jedenfalls. Aber wenn auch tatsächlich noch niemand gerade diese beiden Heroen der deutschen Vergangenheit zum Vergleich herangezogen haben sollte, so bleibt doch allein wesentlich, daß heute dieselben Männer, die dem Bild des großen Preußenkönigs einen Ehrenplatz an den Wänden ihres Zimmers anweisen, gleichzeitig auch dem „Duce“ ihre Verehrungen machen. Sie zeigen damit, daß sie die prinzipiellsten Gegensätze, die sich überhaupt denken lassen, nicht auseinander halten können und daß in ihnen kein Funken mehr lebt von jenem „frühischen“ Geist. Friedrich II. war ein Fürst im edelsten Verstande des Wortes, Mussolini aber ist bloß ein Demagoge. Es handelt sich darum, diese beiden Typen klar voneinander zu trennen.

Die Menschen lassen sich nach ihrem besonderen Verhältnis zu Raum und Zeit in zwei große Gruppen scheiden. Die Einen nämlich betrachten diese beiden „Anschauungsformen“ als das, was sie eben sind, als Formen, die jeder Wirklichkeitsinhalt

notgedrungen annehmen muß, als das bloß sekundäre Außen eines wesentlichen Kernes, den Anderen hingegen sind sie die Wirklichkeit selbst, und alles Ubrige hat nur Bedeutung, sofern es sie ausfüllt. Für jene ist der Inhalt das Raum- und Zeit-Bestimmende, für diese umgekehrt das Bestimmte. Es könnte so scheinen, als ob dieser Unterschied ein sehr abstrakter und vor allem ein rein theoretischer wäre. De facto aber hat das hier bloß abstrakt Ausgedrückte eine durchaus reale, und zwar eine ethische Grundlage. Raum und Zeit sind die leeren Formen der Abhängigkeit, der Bedingtheit, der Begrenztheit, der Endlichkeit. Ihnen den Vorrang zuerkennen heißt daher, die Unfreiheit zum Welt- und Lebensprinzip machen, heißt von vorneherein alles für nichtig erklären, was dem menschlichen Handeln und Wollen einen Sinn gibt, heißt überhaupt jeden Sinn zynisch verleugnen.

Gewiß erreicht kein Mensch das eine oder andere Extrem jemals vollkommen, jeder hält sich praktisch irgendwo in der Mitte, aber das schließt die entschiedene Hinneigung zu einer der beiden Grenzmöglichkeiten noch nicht aus, und gerade die zwei Typen, auf die es hier ankommt, der Fürst und der Demagoge, lassen ihre Neigungspole deutlich genug erkennen. Der zu formende Inhalt ist hier wie dort das Volk, ein Wirkliches, das erstens einen bestimmten Lebensraum einnimmt und zweitens eine ihm zugemessene Zeit erfüllt. Der Fürst nimmt sein Volk als das zuerst Gegebene. Er bildet an ihm, er formt es, er sucht das Wesentliche aus ihm herauszuholen und muß ihm natürlich, um dieses Ziel erreichen zu können, den zur Entfaltung aller Potenzen nötigen Lebensraum schaffen. Trotzdem aber, und das muß mit allem Nachdruck betont werden, ist die bloß räumliche Ausbreitung ebensowenig wie die Sicherung des Bestandes in der Zeit jemals der letzte und eigentliche Zweck seines Wollens. Seine Kriege sind darum auch keine Eroberungskriege im imperialistischen Sinn. Sie finden, wenn einmal genügend Luft zum Atmen vorhanden ist, ihren Abschluß. Das gilt insbesondere von den Kriegen Friedrichs des Großen gegen Oesterreich oder richtiger gegen die dem preussischen Staatsgedanken feindliche römische Kirche, der Oesterreich sein Schwert geliehen hatte.

Der Demagoge hingegen steht umgekehrt von allem Anfang an unter dem faszinierenden Eindruck der beiden Unendlichkeiten Raum und Zeit. Das Volk ist ihm im Grunde nichts weiter als das an sich durchaus nebensächliche Material, mit dem er diese Leerheiten auszufüllen sucht, und so kommt sein Streben niemals ans Ziel, sondern geht ad infinitum fort, bis es an der Unendlichkeit zerbricht. Der Demagoge ist im übelsten Wortsinne Proletarier, auch wenn er eine Krone trägt; denn nur wer selbst unfrei und knechtisch fühlt, kann in der raumzeitlichen Grenzenlosigkeit das Prinzip des Daseins sehen.

Freiheit auf der einen und Unfreiheit auf der anderen Seite sind die untrüglichen Charaktermerkmale des Fürsten und des Demagogen. Jener steht immer hoch über dem Volk, das er regiert, weil er auch in der eigenen Person den Geist, den einheitlichen Geist dieses Volkes, das sich für den Blick in Individuen auseinanderlegt, verehrt. Wenn er handelt, so handelt das Beste in jedem Einzelnen mit, und wenn er an die Gefühle seiner Untertanen appelliert, so immer nur an die edelsten und tiefsten. Er bleibt unnahbare Majestät, nicht weil er sich als menschliches Geschöpf

über die anderen Geschöpfe erhoben wähnte, sondern gerade weil er sich als solches vollkommen ausgelöscht hat, nur noch leiblicher Repräsentant einer alles Individuelle überwachsenden Idee ist. Als „erster Diener des Staates“ ist er nicht wie irgend ein moderner demokratischer Staatsbeamter für die „Leute“ da, sondern eben für den Staat, d. h. nicht für jeden Einzelnen oder für die Summe aller Einzelnen, sondern für ihr Gemeinsames, das mit Stimmenmehrheit oder dergleichen nichts zu tun hat. Die Liebe und überhaupt die Meinung der Menge ist ihm gleichgiltig. Er fühlt sich vor Gott und nicht vor dem Vertrauen der Spießbürger gerechtfertigt.

Dem Demagogen fehlt dieser gentile Sinn für den Willen des Volksganzen oder, um mit Hegel zu sprechen, für den Willen des Weltgeistes. Er sieht bloß die wimmelnde Menge, eine Unzahl von Menschenpunkten, die sich vermehren und vermindern läßt. Die Größe des Volkes ist ihm gleichbedeutend mit Kopfbzahl und räumlicher Ausbreitung. Von einem Geist, der in allen lebt und der alle unlöslich zusammenbindet, weiß er nichts. Das Nationale wird ihm zur bloßen Uniform. Veruft er sich darauf, so meint er immer nur das Kleid, die prunkende Außenseite, die sich so schön bespiegeln läßt und in der auch er, der geborene Schauspieler, sich unentwegt bespiegelt. Als Vergötterer der Raum-Majestät kann er sein eigenes Ich nur schätzen, sofern der Raum, bzw. die räumlich angeschaute Menschenmasse sich auf ihn bezieht. Ob er kommunistische oder nationalistische Ziele vorgibt, er mißt seinen eigenen Wert immer und ausschließlich an der Zahl der für ihn abgegebenen Stimmen. Während der Fürst, wie bemerkt wurde, auf sein Individuelles Verzicht tut, kennt der Demagoge gar nichts außer diesem; denn nur als Individuum gehört er ja dem Raum an und natürlich auch der Zeit, von der er sich ein Denkmal erhofft. Wie jener die edelsten Gefühle, so sucht er die niedersten Instinkte seiner Untertanen wach zu halten. Auch das Nationale wird zum niederen Instinkt, wenn es sich in der Maskerade der Schwarzhemden, Knopflochabzeichen, Kokarden, Kuttenbündel u. dgl. auslebt, ja es ist in dieser Form noch weit geringer zu bewerten als irgend ein natürlicher Trieb, der sich anspruchslos als das gibt, was er ist.

In ihrem Verhältnis zur Sprache kommt der grundlegende Unterschied der beiden Typen vielleicht am klarsten zum Ausdruck. Der Fürst heiligt das Wort als das lebendige Symbol menschlich-völkischer Einheit. Er spricht wenig, und wenn er spricht, so nur als Sprachrohr der Idee, der er sich unterworfen hat. Der Demagoge aber ist ein Vielredner, ein Held des Schlagwortes und der Phrase; denn die Phrase ist das gehaltlose, das bloß raumfüllende Wort, nicht das Einende und Ursprüngliche, sondern das von Mensch zu Mensch Weitergegebene, das sich in Raum und Zeit Bewegende. Hier fehlt jede Ehrfurcht vor der göttlichen Herkunft des Logos. Die enge Beziehung des immer wiederholten Schlagwortes zur Masse leuchtet ein. Wie es von vorneherein nur die Bestimmung hat, auf diese zu wirken, so ist es auch umgekehrt Ausfluß des Massengeistes. Friedrich der Große war wortkarg, Mussolini ist ein Schwätzer und Phrasendrescher.

Wo der Ton auf der Idee liegt, ist niemals der Raum oder die Zeit, sondern das in beiden Erscheinende, das an sich Unräumliche und Unzeitliche die Hauptsache. Gerade deshalb aber stützt sich - um nun die Bedeutung der Zeit in den Vordergrund

zu rücken - jedes echte Nationalgefühl auf die Vergangenheit, auf die Tradition. Wäre nämlich die Zeit wesentlich, dann hätte das Vergangene als das der Zeit Verfallene keine Bedeutung mehr für die Gegenwart. Es wäre nichts als ein bloß Gewesenes. Nur wer über die Zeit hinwegsieht und sich an ihren Inhalt hält, versteht die Unvergänglichkeit des Vergangenen. Auch die Zukunft hat für ihn nur in ihren zeitlosen Zusammenhängen mit dem, was einst war und jetzt ist, Wert. Die Blicke des Demagogen jedoch hängen ausschließlich an der Zukunft. Die Vergangenheit erscheint ihm als das endlich Überwundene und die Gegenwart als das noch zu Überwindende. Sein „faustisches“ (?) Vorwärtstrachten wurzelt nicht im Reiche der Mütter, sondern verbrennt die Schiffe hinter sich. Er verschreibt sich so der Zeit wie der schwarze Magier dem Teufel. Wie das Volk ein System von Raumpunkten, so ist ihm die Entwicklung eine Kette von Zeitpunkten. Hinter ihm liegt das Nichtmehr, vor ihm das Nochnicht. Und wenn er sich, wie etwa Mussolini, auf die römischen Cäsaren beruft, so ist auch das wieder nur Phrase; denn gerade durch die überbewusste Betonung einer Vergangenheit, mit der das italienische Volk von heute längst keinen organischen Zusammenhang mehr hat, beweist er seinen völligen Mangel an Sinn für die lebendige Vergangenheit.

Ich habe gesagt: Der Demagoge verschreibt sich der Zeit wie der schwarze Magier dem Teufel, d. h. er setzt sich in Abhängigkeit gerade von dem, was er in seine Dienste zwingen will. So wird ihm und seinem Werk auch die Zeit zum Verhängnis. Wenn der Fürst stirbt, so trifft der Tod lediglich das schon längst geopferte Individuell - Menschliche, aber nicht die verwirklichte Idee. Das Werk und der Wille bleiben bestehen. Der Demagoge hingegen wird vom Schicksal jäh überfallen und gefällt. Er bricht urplötzlich zusammen, und mit ihm verschwinden alle jene Scheinwerte, denen sein Magiertum einen trügerischen Goldglanz verliehen hatte.

Nachwort der Schriftleitung:

Da wir in allen Dingen Entschiedenheit der Gedanken und der Sprache lieben, geben wir die uns in sich wertvoll erscheinenden Ausführungen Reissners ungeschwächt wieder. Doch scheint uns die Begeisterung breiter nationaler Kreise für Mussolini in Deutschland, wie in andern Ländern - verständlich und darum auch entschuldbar. Nicht über das System des Faschismus sprechen wir hier, das gerade uns Minderheiten in unserem Lebensnerv trifft (siehe Südtirol!), sondern über Mussolini als Erscheinung, als Persönlichkeit. Mag er Demagoge sein mit allen Prädikaten, die die vorstehenden Ausführungen dem Typus zuerkennen - so ist er es in einem Format, in einer vor nichts zurückschreckenden persönlichen Verantwortungsbereitschaft, und endlich mit einer realpolitischen Befähigung, die ihn hoch über sonstige Politiker-Demagogen herausheben und zum ersten Mal seit langer Zeit in die europäische Politik den Zug von Größe hineingetragen haben. Diese Bewunderung, die wir dem Manne zollen, ist nicht das geistlose Nachäffen der kleinen Mussolinis und Faschisten, die wir in allen Ecken Europas (vor allem den südöstlichen) aufwimmeln sehen, son-

dern das gerade Gegenteil davon. Eine Gestalt wie die Mussolinis kann für die Deutschen nur den Sinn haben, in der Selbstbesinnung auf eigenste politische Form dem italienischen Diktator ebenbürtige Kräfte und Männer entgegenzusetzen. So hat - wenn ein größtes Beispiel hier herangezogen werden kann - Napoleon durch seine eigene elementare Naturkraft aus dem deutschen Volk eigenste Kräfte des Widerstandes herausgereizt, die in solcher Größe ohne ihn nicht möglich gewesen wären, und hat einer Gestalt wie der des Freiherrn von Stein erst ihren letzten Sinn gegeben: als gestaltungsmächtigen politischen Baumeister aus deutschem Wesen, im Widerstand gegen das Fremde.

Vom Deutschtum in Ultrumänien

von Dr. Bernhard Capesius - Bukarest

Nicht um eine volksgeographische oder historische „Erfassung“ der deutschen Minderheit auf dem Boden des alten Königreichs Rumänien, wie es bis 1918 bestand, handelt es sich im Folgenden, sondern um den Versuch, eine besondere Spielart deutschen Kolonistenvolkes psychologisch zu begreifen und darzustellen. Dabei ergibt sich vielleicht ein Typus, der auch anderswo (in Bulgarien, in der Türkei und in Amerika) vorkommt, und der besonderer Aufmerksamkeit bedarf, will man ihn zum bleibenden und wertvollen Glied auslanddeutscher Gemeinschaft machen.

„Ein anständiger Mensch bleibt in der Heimat“ sagte mir neulich unmutooll ein Pfarrer, aus dem in Frage kommenden Gebiet. Das ist natürlich weit übertrieben, enthält aber wohl sein Körnchen Wahrheit. Wo es sich nicht um große geschlossene Bauernsiedlungen handelt, wie im Wolgagebiet, in Besarabien, in der Dobrudscha, in Siebenbürgen, im Banat, in Brasilien usw., da setzt sich das Auslanddeutschtum aus Elementen zusammen, deren wesentlichster Teil aus rein egoistischen Gründen, und zwar als einzelner, die Heimat verlassen und sich in der Fremde angeledelt hat, um dort leichter vorwärts zu kommen - ubi bene, ibi patria! Mag nun die Stufenleiter vom durchgegangenen Zuchthäusler auch hoch hinaufführen bis zum Wirtschafts- und Kulturpionier in der Gestalt des Kaufmanns, Ingenieurs oder Gelehrten - allen diesen ist es doch eigen, daß sie zunächst aus einer geschlossenen deutschen Gemeinschaft herausgerissen und in eine fremde Umgebung hereingesetzt wurden, wo sie ihre rein persönlichen Interessen ohne jede stärkere Bindung völkischer Art auf Leben und Tod verteidigen mußten. Was Wunder, wenn sich bei dieser Sachlage ein Geist entwickelt hat, der vom geschlossenen Volksgefühl der Siebenbürger Sachsen in ihrer Heimat himmelweit entfernt ist. Die bezeichnenden Seiten dieses Geistes sind etwa: einerseits vielfach persönliche Tüchtigkeit, Wohlstand und Einfluß in der wirtschaftlich schwächeren Umgebung, damit verbunden jedoch krasser Materialismus und Überschätzen des „Habens“, auch als Maßstab für die Wertung des Volksgenossen. Andererseits wieder Unsolidität der Existenz, starker Wechsel in Aufenthalt, Betätigung, Besitz. In

beiden Fällen ist das Interesse an deutscher Kultur meist eigennützig und oberflächlich: Die Vereine und kirchlichen Gemeinschaften dienen dazu, um sich materielle Vorteile zu verschaffen oder den Ehrgeiz zu befriedigen oder leichte Unterhaltung zu pflegen. Der Sache um ihrer selbst willen, dem Volksganzen aus Überzeugung zu dienen, dazu sind die wenigsten zu haben. Ehre den Ausnahmen!

Das Deutschtum in Ultrarumänien ist ausschließlich in Städten und Industrieorten angesiedelt, wo es stets einen verschwindend kleinen Bruchteil der Bevölkerung ausmacht und ausmachen wird. Seine beruflichen, oft auch gesellschaftlichen, Beziehungen bringen es fast immer tagtäglich in nähere Berührung mit Fremdvölkischen, als mit den eigenen Sprachgenossen. Da ergibt sich dann als natürliche Folge der berühmten deutschen Anpassungsfähigkeit das immer stärker werdende Hinneigen zur fremden Kultur und Sitte, dessen Ende ein allmähliches Aufgehen im umgebenden Volkstum ist. Eine große Rolle in diesem Prozeß spielt auch der Umstand, daß natürlich die Männer u. zw. meist unverheiratete den Hauptbestandteil der deutschen Zuwanderer bilden, die dann leicht eine von den Töchtern des Landes zur Frau wählen, weil sie eben in keine geschlossene deutsche Gemeinschaft kommen, wo auch in dieser Hinsicht genügend Auswahl wäre. So geht der Prozeß oft in der Art vor sich, daß schon die dritte Generation ihre deutsche Herkunft vollkommen vergessen hat.

Aus allen diesen Voraussetzungen ergibt sich als Folge eine Unbeständigkeit sowohl der Zahl als der geographischen Verbreitung, aber auch des Charakters dieser deutschen Siedlungen und Siedler. Aber das „fluktuierende Element“ klagt jeder, der mit kirchlichen oder völkischen Organisationen in diesen Gebieten zu tun hat. Heute ist das Deutschtum in Orten ganz verschwunden, wo es vor fünfzig Jahren noch hundert Köpfe zählte, morgen ersteht in einem aufblühenden Industrieort eine zahlreiche Kolonie, ohne daß irgendwelche Zusammenfassung oder Führung vorgesehen oder schnell eingerichtet werden könnte. Daß unter solchen Umständen das Verantwortungsgesühl völkischer Gemeinschaft gegenüber viel geringer ist, als anderswo, ist verständlich und auch, daß die rein menschliche „Zuverlässigkeit“ in allen Dingen nachgibt.

Das Deutschtum in Rumänien ist des weitern seiner landschaftlichen Herkunft nach heterogenster Art und daher einem engeren Zusammenschluß gegenüber viel spröder. Hier trifft sich der Norddeutsche mit dem Süddeutschen, der Schweizer mit dem Österreicher, der Banater mit dem Siebenbürger Sachsen, und die Zerspaltung des Deutschtums in Stämme und Staaten innerhalb des geschlossenen Siedlungsgebietes wirkt sich hier innerhalb des Vereins- und Gesellschaftslebens ebenfalls aus. Vor zwanzig Jahren etwa hat es in Bukarest eine ergrimmte Fehde gegeben zwischen den beiden stärksten Gruppen, den Reichsdeutschen und den Siebenbürger Sachsen, die als ein betrübliches Abbild des alten großen deutschen Bruderzwistes erschien.

Ein Umstand kam vor dem Krieg der Erhaltung deutschen Kulturlebens auch in diesem Landstrich zu gute: das war die stark deutschfreundliche Politik des verstorbenen rumänischen Königspaares und der große Wirtschafts- und Machtinfluß des aufstrebenden Kaiserreichs. Die bevorrechtete Stellung und finanzielle Unterstützung, die insbesondere die Bukarester evangelische Kirche und Schule durch diese Faktoren

genossen, gestatteten eine Blüte, die von der eigentlichen, selbständigen Kraft des Deutschtums ein falsches Bild machen konnte. Um den Unterschied der Lage dieses Deutschtums gegenüber etwa des von Budapest klar zu machen, sei folgender Vergleich gestattet: Das Budapester Deutschtum, das ja auch einem deutschen Herrscherhaus untertan und einem mit Deutschland politisch eng befreundeten Staate zugehörig war und sich auf mindestens 80 000 Köpfe (nach amtlicher Zählung) bezifferte, besaß keine einzige deutsche Schule, außer der reichsdeutschen, in die jedoch kein ungarischer Staatsbürger aufgenommen werden durfte. Die Bukarester evangelische Gemeinde, die nicht mehr als 4-5000 Seelen umfaßt, wozu noch eine ebenfalls nur annähernd zu schätzende Zahl von 5-6000 anderen Deutschen hinzukommt, besaß und besitzt ein ausgebildetes Schulwesen, das in der Blütezeit 2400 Schüler hatte, worunter über 70 % Nichtdeutsche waren. Ebenso gibt es in Bukarest mehrere eigene deutsche Vereinsthäuser, während in Budapest selbst im Kreise gutgesinnter Deutscher die Forderung nach der Errichtung eines „Deutschen Hauses“ nur auf Furcht und Mitleid stieß.

Heute nun sind die äußeren Stützen für das altrumänische Deutschtum zusammengebrochen, als letztes die finanzielle Hilfe, die das hohe Schulgeld der Nichtdeutschen für die Erhaltung der deutschen Schulen bedeutete. (Das neue rumänische Privatschulgesetz hat nämlich die Aufnahme nichtdeutscher Schüler rumänischer Staatsbürgerschaft in deutsche Schulen untersagt). Der bisherige Standpunkt der Schulerhalter, den ein sehr ehrenwerter und persönlich durchaus opferbereiter Deutscher so formulierte: „Das Ideal wäre, wenn unsere Kinder gar nichts und die andern alles zahlen sollten“, muß nun radikal umgestellt werden auf die alte siebenbürgische Formel: „Alles durch uns!“ Damit ist das hiesige Deutschtum auf eine schwere Probe gestellt.

Die Aufgabe, die der Führung des Deutschtums in Altromänien erwächst, ist zweifach. Zunächst gilt es, diese Volksgenossen politisch innerhalb des Verbandes der Deutschen in Großrumänien zu organisieren. Dies ist schon aus dem Grunde sehr schwierig, weil ihre Zahl schwer festzustellen ist. So ist auch Dr. Spek in seiner Deutschtums-karte für Großrumänien über Schätzungen nicht hinausgekommen. Dabei nehmen wir, wie auch bei den andern Kennzeichnungen dieses Auffasses, die Dobrußschadeweichen als eine geschlossene Bauernsiedlung ausdrücklich aus. Eine amtliche Statistik für das Altreich gibt es seit dem Kriege nicht, die Karte Dr. Speks verzeichnet etwa 11 000 (davon in Bukarest 8000). Die Zahl dürfte wesentlich größer sein, besonders unter den katholischen Deutschen. Eine weitere Schwierigkeit für die politische Organisation bildet die verschiedene Staatszugehörigkeit. Natürlich können im „Verband“ nur rumänische Staatsbürger Aufnahme finden. Doch bedürfen die reichsdeutschen, österreichischen u. a. Staatsangehörigen, die sehr zahlreich sind und oft Jahrzehnte lang da sind, ohne Rumänen zu werden, ebenfalls der Organisation und Stütze, sollen sie nicht kulturell abbröckeln.

In zweiter Linie gilt es aber dann, gerade die völkischen Verluste, die sich aus der anfangs geschilderten Geisteshaltung der meisten Deutschen ergeben, durch kulturelle Arbeit möglichst zu verhindern. Einen guten Mittelpunkt dafür geben ja die evangelischen Gemeinden und ihre schon bestehenden Schulen ab. Aber sie sind nicht in der Lage, alles zu leisten. Die kulturelle Höhe, die das Deutschtum in Siebenbürgen,

im Baltikum und in den Grenzgebieten Deutschlands erreicht hat, ist wohl bedingt durch die Schule als Grundlage, aber gewährleistet wird sie erst durch die große Zahl von Vertretern akademischer Berufe, die für kulturelle Zwecke Verständnis und Geldmittel zur Verfügung haben. So ist für Altumänien die vor Kurzem erst erfolgte Gründung eines Gaues des deutschen Akademikerbundes auch von großer Bedeutung. Gibt es hier einmal in der Hauptstadt und in den größeren Provinzstädten eine völkisch bewußte Oberschicht unter dem Deutschtum, so werden sich hoffentlich die eingangs erwähnten nachteiligen Kennzeichen des altrumänischen Deutschtums immer mehr verlieren und die aus dem Reservoir der geschlossenen Siedlungsgebiete innerhalb und außerhalb Rumäniens zufließenden Kräfte nicht mehr verloren gehen, sondern weiter - und dann wieder günstig zurückwirken. Doch ist dazu noch viel zähes Arbeiten not!

Drei Gedichte

von Adolf Meschendörfer - Kronstadt

Goldenes Schweigen -

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Goldenes Schweigen, heiliger Wellenstrom,
Wieder durchrauschst du den nächtlichen Dom -
Wie stumm die Welt! Der starke Held
Schlummert besiegt, verblaßt, ein Phantom.

Goldenes Schweigen, ewig von Ewigkeit,
Heiß war der Tag, jetzt bin ich bereit -
Wie staunt das Kind! Aus Labyrinth
Landen wir träumend, genesen, befreit.

Der Gelahrte

Du unverbrogner Totengräber!
Was müßst du mit den Würmern um die Wette,
zerrst wie Hyänen aus den Gräbern
Verknäulte Haare, eine Hand,
Mit gräßlichem Entdeckerlachen,
Wenn du das süße Nas erblickst.
Wie stürzt du auf den feisten Knochen
Und schlürfst mit Andacht Eingeweide,

Dein Schmägen und dein Rinnbackknacken
Tönt dir wie rhythmische Musik.

Doch auch Lebendige fällst du an - solange,
Bis der dummen Mehrheit Siegel sie schmückt.
Mit deiner kalten Hundeschnauze
Beschnupperst du ihr glühend Herz,
Suchst mit vergilbtem Aferwissen
Gepreßtes Heu in ihrer Blumen Fülle.
„Ist das normal? Ist das Moral?“
So tobst du mit dem Lineal
Und deine Krötenaugen quellen
Wie harte Kugeln schußbereit.

Und Noten teilst du aus in Gottes Wundergarten?
Bebrütest, Hämpling, seiner Schöpfung Sinn?
Versuchst den Chimborasso zu planieren?
Lehrst königliche Ungeheuer deine Schafsmoral?
Und schraubst die Gänseblume bis zur Gartenkönigin?
Beschreiben sollst du, Schuft, nicht bessern,
Wenn dich die Tintenweisheit plagt!
Denn er, der Chimborassos, Löwen, Gänseblumen schuf,
Er wußte, warum er in seinem Garten
Für das dürrste Gras den Schöps hat auserwählt.

In stiller Nacht

Verschüttet in dem dunkeln Erdental
Fällt in dein Kerkerloch nur trübes Grubenlicht.
Ahnst du den Allgewaltigen?
Du kennst ihn nicht
Bis du verwandelt aus der Larve kriechst,
Aus deinem Staub der Bauer seine Hütte baut,
Und ewig dir ein neuer Himmel blaut.

In stiller Nacht
Hör seiner Millionenheere Tritt,
Wenn sie geordnet durch die Himmel ziehn.
Sieh durch die userlose schwarze Flut
Ergrimmt die rotgeschwänzten Drachen fliehn.
Erschaure, wenn ein Sternensfeld wie Kinder atmend schweigt,
Und jedes Goldkorn, eine Sonne, in Demut sich ihm neigt.

Erstaune, wenn nach seinem Wort ein ganzer Weltenkranz
In sanften Rhythmen selig auf und nieder wogt im Tanz.
Erbebe, wenn auf sein Gebot ein Sonnenball versinkt
Und ewig tiefer, immer tiefer, in eisiger Grabesnacht ertrinkt.

Doch auch ein Wiesenblümchen und jeder Wurm im Feld
Kommt von der rätselhaften Macht,
Die dich und mich und alles hält.

Eduard Schullerus in seinen Gedichten*

von Dr. Konrad Ruffbächer - Hermannstadt

Nun liegt das Lebenswerk vor uns, der Ertrag vieler ringender Jahre, gesammelt in einem einzigen Band. Dem Frühverstorbenen war es nicht beschieden, das Denkmal selbst aufzurichten - erst jetzt, 11 Jahre nach seinem Tode, steht es da, von Freundeshand gefügt aus den vielen Bausteinen, fertigen und halbbehauenen, wie sie in dem Nachlaß gefunden wurden. Bisher kannten wir Eduard Schullerus aus vielen einzelnen Gedichten, die in Zeitschriften, vor allem in den „Karpathen“ erschienen waren. Das Gesamtbild tritt erst jetzt hervor, der Umfang, die Reichweite dieser siebenbürgisch-sächsischen Dichterpersönlichkeit. Und so ist erst heute Gelegenheit, ihn in unser Bewußtsein als Gestalt aufzunehmen.

Daß es erst jetzt, ein Dezenium nach seinem Tode möglich ist, hat seine Vor- und Nachteile. Keiner, geklärter treten die wesentlichen Züge seiner Physiognomie hervor, schärfer scheidet sich das Bleibende vom Vergänglichen, objektiver stehen wir selbst ihm gegenüber. Objektiver - das bedeutet aber gleichzeitig auch den Nachteil. Ein Dezenium ist vergangen, und welch ein Dezenium! Viele Standbilder sind inzwischen gestürzt, zu denen damals noch aller Blicke gingen, Lebensgefühle haben sich gewandelt, andere, ganz andere Töne haben unser Ohr getroffen. Was damals frühlinghaft und jung war, ist uns vielfach schon historisch geworden, was erste Lust des Beginnens, zur Selbstverständlichkeit. So verdankt das Bleibende und Wirksame des Bandes alles sich selbst, nichts der Zeitstimmung. Und umso gewisser können wir sein, daß es wirklich bleibend ist. Aber zu dem Bilde des Dichters, wie es aus diesem „Klassischen“ seines Werkes hervorgeht, müssen wir das Unwägbar, Persönliche seiner Stellung in Zeit und Ort dazunehmen, uns erinnern des Zaubers, der von seinen Versen ausging, als sie zum erstenmal an unsere jungen Ohren schlugen. Eduard Schullerus, der damals Junge, Beginnerische, erste „moderne“ Dichter in Siebenbü-

* Aßtern. Gesammelte Dichtungen von Eduard Schullerus. Herausgegeben und eingeleitet von Adolf Meschendörfer. Verlag W. Krafft, Hermannstadt 1926.

gen - das dürfen wir bei der Betrachtung seiner Gedichte nicht vergessen, wenn uns seine Persönlichkeit lebendig werden soll.

Die Zeitstimmung und das Lebensgefühl, aus dem Schullerus dichtete, war das durch den Impressionismus in der Kunst und dem Biologismus in der Philosophie bezeichnete. Das Leben als oberste Realität, der Eindruck als sein entscheidender Inhalt formte Dasein und Kunstwerk jener Zeit. Metaphysik und Religion, die ewigen Mächte des Transszendenten traten zurück hinter der blühenden Erscheinung des Lebens, die das A und O der künstlerischen Gestaltung ausmachte. Da sie aber vergänglich ist, wie der Eindruck, so ruhte auf jener Kunst der tiefe Hauch von Wehmut, der den reizvollsten Kontrast zu dem ebenso tiefen Lebenshunger dieser Zeit bildet. Ein solcher glühender unglücklicher Liebhaber des Lebens war auch Eduard Schullerus. Auch bei ihm hat diese schmerzliche Spannung zwischen Leben und Vergänglichkeit, Jugendlust und Krankheit, Erdenglück und dem ständig drohenden Todesgrauen seine stärksten Schöpfungen geboren. Sie bewegt, ausgesprochen oder latent, die Melodie seiner Gedichte. Der dankerfüllte Empfänger des Lebens, all seiner großen und kleinen Lust, genießt sein Erdenglück unter der ewigen Schweben der großen Gewalten, die am Horizonte drohen, - und in tieferer Leuchtkraft erscheint es ihm. Er selbst nimmt die Tragik nicht auf in sein Leben und Dichten, er umgrenzt sich seine Idylle - aber es beweist die Kraft und Tiefe seiner Persönlichkeit, daß immer wieder von dieser Idylle der Blick geht „zu dem Branden der Gewalten, die dies Weltenwerk erhalten“, ein tief entzückter Blick, voll heimlichen mystischen Einsseins. („Aus meinem Frieden“, „Hohe See“ auch manche Krankengebichte).

Sind dies die Grenzen, die den weltanschaulichen Horizont des Dichters abstecken, so fragen wir nun nach der Art, wie er sie erfüllt.

Eduard Schullerus ist seinem Wesen nach Idylliker, der Empfänger des Lebens, nicht sein Überwältiger. Eine stille, reine Bereitschaft, die Schönheit der Welt zu trinken, eine Empfänglichkeit für alles Zarteste im Seelischen und im Körperlichen, kennzeichnen ihn. Die zarten, blassen Farben wiegen vor, die Tonstärke ist ein Mezzopiano. Solche Artung mußte im Impressionismus die gemäße Ausdrucksweise finden, im Impressionismus, der die leidende künstlerische Erlebnisart ist. Es gibt einige Gedichte, die in verschiedenen Fassungen immer wiederkehren, ein Beweis wie wesentlich sie Schullerus waren. „Mimosa sensitiva“, „Aster“, „Dida“ - allen gemeinsam ist das pflanzenhafte Erleben einer tief beschaulichen, stillen, du'denden Seele. Diese Seele ist nicht weichlich, sie ist voll zarter Kraft, wie die Pflanzenstengel, - doch wie bei den Pflanzen zeigt sich ihre Stärke im Erleiden. Die Krankheit, die Schullerus so lange peinigte, war also vielleicht göttliches Geschick, um die stolzeste latente Kraft dieser Seele hervorzulocken. Pflanzenhaft gewachsen und vollendet ist auch die Form der Gedichte - (wir sprechen hier von den besten Stücken der Sammlung). Sie blühen auf, selbstverständlich und unschuldig, wie die „amethystenen Sterne“ ins tiefe Himmelsblau. Die freien Formen wiegen vor - aber selten zerflattern die Gedichte dabei, sind durch innere organische Form zusammengehalten. Sie sind voll Musik. Pausen können sprechen, Einfälle können wie Melodien emporblühen, Rhythmuswechsel kann von dem eigenartigsten Zauber sein. Bilder treten nur sparsam auf, sind aber

dann von unerhörter Eindrucks kraft. Die Gedichte quellen aus der Tatsächlichkeit und sind - trotz gelegentlicher Sentimentalität - in diesem Sinne nicht sentimentalisch, sondern *naïv*. Sie sprechen aus einem Besitztum heraus, nicht aus einem Drang und Suchen. Schullerus ist im tiefsten Sinne ein Besizender und Bewahrender gewesen, kein Eroberer. Das bedeutet Grenze, wie jedes Besitztum, aber auch Erfüllung. Der leeren Stellen sind bei Schullerus wenige.

Durch zwei große Komplexe wird dies Besitztum bezeichnet: durch *Heimat* und *Familie*. Eine große Anzahl der Gedichte hat *Kronstädter Landschaft*, *Kronstädter Luft* zum Thema, - besser: zur Voraussetzung - und auch wo sie nicht direkt auftritt, schwingt sie mit, umrauscht, umhaucht und formt die Gedichte. Mit solcher Treue, Einmaligkeit und Innigkeit ist sie erlebt, daß ein *Kronstädter* allenthalben vertraute Bilder und Orte, mehr als das: Stimmungen bestimmter nur dort möglicher Tage auftauchen sieht, geformte Eindrücke von solcher Bildkraft, daß Stunden mit ihrem unfaßbaren Um und Auf erstehen. (die schönsten Beispiele: „Abend“, „Aus meinem Frieden“, „Aster“, „Petersberg“, „Erfüllung“, vor allem aber „Dorfnachfrieden“). So ist Schullerus der Meister der *Siebenbürger Landschaft*, oft in einem Grade, daß man ihn den *siebenbürgischen Storm* nennen möchte. Es ist ganz klar, daß diese vollendete *Heimatpoesie* nur aus dem Born eines starken allgemeinen Dichtertums fließen kann. Die *Heimat* tritt als Element auf, als Erlebnis, wie jedes andere dichterische Erlebnis, bei dem die Hauptsache doch die Quellkraft und allgemeine Ausdrucks kraft der Dichterseele bleibt. Das unterscheidet Schullerus von vielen früheren „*siebenbürgischen Dichtern*“, bei denen das *Siebenbürgische* als Inhalt auftritt, während sie selbst *Epigonen* waren. Bei Schullerus ist es zeugende Kraft. Und während die Produkte jener deshalb nur von Lokalinteresse sind, spricht Schullerus zu jedem für seelische Kräfte empfänglichen Menschen.

Schullerus ist in seinen besten Gedichten nicht *Epigone* gewesen, am wenigsten gerade da, wo er in Stimmung und Erlebniswelt an zwei neuere Dichter (*Storm* und *Falke*) sehr stark anklingt: in den Gedichten, die das Glück des reichsten Familienlebens widerspiegeln. Es ist vielmehr eine innerste *Wahlverwandtschaft*, die ihn diesen beiden Dichtern verbindet, und, auf die Gefahr des Lokalpatriotismus hin, wage ich das Geständnis, daß mir diese Schullerusischen Gedichte mehr bedeuten, als die der beiden allbekannten Lyriker. Wer könnte an der Ursprünglichkeit und tiefsten Einzigkeit solcher Gedichte zweifeln, wie „*Unser Kind*“, „*Meine Mutter*“, „*Ohne dich*“, „*Hab Dank!*“ Wie ist hier alles Klang, Bild, Duft geworden, wie ist das Zarteste eingefangen an fast Unausprechbarem! Welche Welt von Liebesreichtum und Seelenarttheit blüht daraus hervor, welche Entzückungen und Schmerzen in den einfachsten und stärksten Naturverhältnissen! Da spricht jedes Wort und jede Pause eine lange Geschichte, da zaubert ein Bild, eine Wendung, ein Glück vor uns - viel zu heilig und scheu, als daß man ihm nähertreten dürfte. Und dieser klanggewordene Liebesüberfluß, er geht auch auf die scheinbar toten Dinge des Hauses über. Eines der köstlichsten Gedichte der Sammlung ist „*Wie das neue Klavier kam*“.

In den *Heimat*- und in den *Familien*gedichten (die sich ja nicht trennen lassen) haben wir die stärksten, reinsten und eigensten Erzeugnisse von Schullerus' Dichtertum

erkannt. Die Verschmelzung von innerer Gegebenheit und dem Bildungsgut des Impressionismus ist hier restlos gelungen, sie dürfen als reife Früchte des Impressionismus schlechthin gelten. Nicht so viele andere Gedichte der Sammlung. Da gibt es zweifellos viel Epigonentum, Gedichte, die nicht erfüllt, deshalb weichlich und sentimental sind, matt im Ausdruck, dürftig im Gehalt. (Vor allem die ersten Gedichte bis zur „Erntezeit“.) Manches spielerisch Verschnörkeltes, „Aesthetisches“. Auch die Gelegenheitsgedichte zum Besuch Villenrons (mit Ausnahme der „Zinnensfahrt“) gehören hierher. Endlich dürfen die Gedichte zum Kriegsausbruch keinen Anspruch auf tieferen Wert erheben.

Doch all das kann das reine und wahre Bild dieses Dichters nicht trüben. Spiegelt doch dieses Beieinander von Starken und Schwächeren etwas von dem Reichtum der Natur wieder, die gleichmütig leere und hohle Früchte hervorbringt. Der Kern und das Gewicht der echten Gedichte wiegen die Spreu reichlich auf. Und nun wollen wir zum Schluß noch eine Seite der Schullerussischen Lyrik betrachten, die uns vielleicht die tiefsten Aufschlüsse über sein Wesen und sein Dichtertum gewährt - gleichsam die Goldprobe auf den Adel und die Unüberwindlichkeit seiner Seele gibt. Wir meinen die Gedichte aus der Zeit seiner schweren Krankheit, die ihn endlich dahinnraffte.

Dieser leidenschaftlich das Leben liebende Mensch, dieser Gatte und Vater, der durch Köstlichstes an die Erde gebunden war, wurde schon früh vom Tode gezeichnet und nach kurzer trügerischer Frist eingefordert. Der Impressionist, dem die Erscheinung des Lebens das höchste Glück und Gut bedeutet, mußte am eigenen Leibe tiefschmerzlich die Vergänglichkeit erfahren, die dieses Leben ist - nicht nur in Gedanken, sondern auf langem schmerzlichem Krankenlager. Es bedeutet in dieser furchtbaren Prüfung den höchsten Ruhm, daß Schulleruss nicht abschwor, keinen Augenblick aufhörte, das Leben mit inbrünstiger Liebe zu verherrlichen, keinen Augenblick aber auch die Fassung verlor - daß er Dichter blieb, impressionistischer Dichter auch im Todesgrauen. Wie jede Prüfung, die ungebrochen bestanden wird, hat auch diese Schulleruss gereift und geläutert und seiner Dichtung eine Tiefe, Süße und Schwere verliehen, wie sie nur seltene Früchte haben. Ich denke hier vor allem an das Gedicht „Dida“, das den Dichter in mehreren Fassungen durch sein Leben begleitet hat. Und ich denke an die Gedichte vom Rivierastrand, an die Gedichte „Ihr Reich“ und „Im Sturm der Zeit“. Still sind sie, diese Gedichte. Kein wilder offener Ausbruch. Aber unter ihren Versen zuckt und pocht und schluchzt ein leidenschaftliches Menschenherz und sagt doch - in aller todwunden Traurigkeit - „Ja!“ Ja zum Leben, das ohne ihn seinen festlichen Gang geht, ja zu den Liebenden, die von derselben Nacht umkost werden, die ihm ihr ganzes Grauen enthüllt, ja zu dem Frühling, der seinen Blütenchauder auf das Sterbelager des jung vergehenden Mädchens wirft.

Adolf Meschendörfer war als Dichter und als Freund wie kein anderer berufen, das Werk des Frühvollendeten für spätere Zeiten zu retten. Er hat es mit Liebe, Umsicht und Geschmack getan. Auch die schwächeren Stücke der Sammlung - so viele

der Übersetzungen und die Prosabelträge - waren für die Kenntnis des Dichters nicht zu missen. Das warmgezeichnete Lebensbild des Dichters von Meschendorfer ist unseren Lesern aus dem 1. Heft unserer Zeitschrift bekannt, in dem auch fünf der schönsten Gedichte von Schullerus veröffentlicht sind.

Ganz besonders muß die außerordentlich vornehme Buchausstattung durch Hermann Lani hervorgehoben werden.

Rundschau

Pädagogische Kurse für die auslanddeutsche Lehrerschaft

Bei aller Verschiedenheit der Schulgesetzgebung in den neuen Staaten Osteuropas ist die Lage des deutschen Minderheitenschulwesens dieser Staaten in vielen Punkten doch sehr ähnlich: Die Schule ist in eine Lehrverfassung gezwängt, die in den allermeisten Fällen ein tiefes Herabsteigen von dem Vorkriegsstand bedeutet, die Lehrerschaft ist seelisch und geldlich in schwerer gedrückter Lage, die Erhaltung der Schule als eines durch die Muttersprache und den angestammten Volksgeist wirkenden Mittels zu völkischer Erziehung ist schwer gefährdet durch die Tendenz des Staates, den Gebrauch der Staatsprache möglichst alleinherrschend zu machen.

Die schwierige Lage der auslanddeutschen Schule wird noch verschärft durch die geistige Abschmürung des Lehrerstandes von den pädagogischen Fortschritten des Mutterlandes. Es ist nicht möglich, die Buch- und Zeitschriftenliteratur zu beschaffen und zu verfolgen, auch ist der Einzelne nicht in der Lage durch Studienreisen sich Anregung und Auffrischung zu verschaffen.

Unter diesen Umständen ist es als eine befreuende Tat zu begrüßen, wenn reichsdeutsche Schulmänner selbst auslanddeutsche Gebiete aufsuchen und durch Vorträge, Kurse, persönliche Fühlungnahme der Lehrerschaft in der Zerstreung die unmittelbarste und so fruchtbarste Gelegenheit verschaffen, Praxis und Theorie des im lebhaftesten Fluß befindlichen deutschen Schulwesens kennen zu lernen.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin hat durch den Direktor seiner Auslandsabteilung Schulrat Niemann und in Zusammenarbeit mit den zuständigen Stellen (Deutsches Kulturamt und Lehrerorganisationen) im Juni d. J. den ersten systematischen Versuch in dieser Richtung unternommen. 26 Damen und Herrn aus dem Schulleben aller Kategorien sammelten sich unter Niemanns Führung, um in den deutschen Siedlungsgebieten Rumäniens einige pädagogische Kurse abzuhalten; sie waren natürlich auch von dem Gedanken befeelt, selbst etwas für sich und ihren Unterricht zu lernen, indem sie im Ausland das Siedlungsdeutschtum innerhalb fremder Nationen kennen lernten und sich so nicht

nur verstandesmäßig, sondern auch tiefer seelisch die Organe der Einfühlung in das Wesen des Kolonistendaseins aneigneten. Diese unmittelbare Fühlungsnahme ist für den deutschen Erzieher heute, wo die Kunde des eigenen Volkstums und seiner Aufgaben in den Mittelpunkt des Unterrichtes gerückt ist, von größter Bedeutung.

Der organisatorische Grundgedanke der in Siebenbürgen und in der Bukowina abgehaltenen Kurse ging dahin, in jedem Bezirk eine größere Vorlesungsreihe mit einem umgrenzten Grundthema abzuhalten, sodaß auch der aus materiellen oder sonstigen Gründen weniger bewegliche Teil der Lehrerschaft zu seinem Rechte kommen konnte. Es fanden Kurse statt in Hermannstadt, Mediasch, Schäßburg, Kronstadt, Bistritz, Czernowitz.

Im wesentlichen waren die Themen auf die Darstellung der neuern Bewegungen und Ergebnisse der Erziehungslehre eingestellt. Der Gesamtkomplex und einzelne methodische Fragen der höheren Schule, der Frauenfortbildung (Hausfrauenschule), der Volksschule usw. wurden behandelt. Auch wurde einzelnen Richtungen des neuen Schulwesens besonders Rechnung getragen, sodaß der Hörer eines solchen zweltägigen angestregten Kurses tatsächlich etwas vom wesentlichsten der reichsdeutschen Schulbewegung zum Nachdenken, innern Verarbeiten und praktischen Verwenden mit sich nach Hause trug.

Wenn allerdings trotz der starken geistigen Auffrischung und Bereicherung ein Bedenken über die Möglichkeit eines nachhaltigen Erfolges solcher Veranstaltungen auftaucht, so trifft es den letztgenannten Punkt des Hinaustragens der empfangenen Werte in die eigene Schulpraxis. Auf der einen Seite steht der starre, vom Staat befohlene Lehrplan, der vielfach das gerade Gegenteil der freien, frischen Luft bedeutet, die in der deutschen Pädagogik weht, auf der andern Seite der brennende Wunsch des auslanddeutschen Schulmeisters, ein paar Körnchen des empfangenen Gutes nun auch wirklich auszustreuen. Wird das möglich sein?

Die auslanddeutsche Schule wird den schwereren Weg gehen müssen: die kluge Mitte zu halten und die Verfügungen einer zentralistisch-egalisierenden Staatsgewalt loyal anzuwenden und dabei doch das Innerlichste und Beste, von dem was ihm das leuchtende Vorbild des Mutterlandes bietet, im Herzen zu tragen und von dem Geist, der letzten Endes entscheidet, etwas in die auch noch sehr von äußeren Einwirkungen beengte Arbeit hineinzutragen.

Dr. Richard Esaki - Hermannstadt

Zu Theodor Däublers 50. Geburtstag

Am 17. August feiert Theodor Däubler seinen 50. Geburtstag. Der große Dichter des „Nordlichtes“, eines der monumentalsten Werke unserer Zeit, der große Neuschöpfer in Sprach- und Seelenreichtum, hat unsere Zeitschrift für würdig erachtet, eines seiner Gedichte im Erstdruck zu bringen - ein Geschenk, das wie wir wissen, nicht unserem Verdienst, sondern der Verbundenheit des Dichters zu auslanddeutschem

Kulturstreben anzurechnen ist. Als kleinen Dank beabsichtigten wir eine Würdigung des Dichters aus der Feder D. W. Eiseks zu bringen - eine schwere Erkrankung Eiseks vereitelte im letzten Augenblick für dieses Heft den Plan. So können wir heute nur mit unseren schlichten, aber tiefgefühlten und ehrfurchtsvollen Glückwünschen Theodor Däubler zum 50. Geburtstag grüßen!

Das Fest des Bundes der Deutschen in Böhmen

In der Zeit vom 10. bis 12. Juli fand in der alten Moldaustadt Krummau unter außergewöhnlicher Beteiligung die Hauptversammlung des Bundes der Deutschen in Böhmen statt. Außer den deutschen Gebieten des Böhmerlandes selbst hatten auch Mähren und Schlesien ihre Abordnungen entsendet. Aus Deutschland und Deutsch-Osterreich war eine stattliche Anzahl Gäste erschienen. Die Tagung wurde am 10. Juli mit einem Begrüßungsabend eröffnet. Die Festrede hielt der Bürgermeister von Krummau, Dr. T a n n i c h. Er betonte mit besonderem Nachdruck die Zusammengehörigkeit aller Deutschen ohne Unterschied der Partei, eine Mahnung, die angesichts der gegenwärtigen politischen Zerrissenheit des Sudetendeutschums besonders am Plage war. Außer ihm sprachen noch Vertreter der Deutschen Nationalpartei, der deutschen Nationalsozialisten, der Studentenschaft und andere.

Der darauffolgende Sonntag brachte dann die Hauptversammlung mit ihren ernstesten Beratungen. Der Obmann Gustav K u m m i c h, der den Bund bereits seit 5 Jahren tatkräftig und zielbewußt leitet, war durch Krankheit verhindert an der Tagung teilzunehmen. Unter dem Vorsitz der Frau Rat E i l l i B u c h e fand auch eine Arbeitsberatung der Frauen- und Mädchengruppen statt. Von den verschiedenen Themen, die Redner und Rednerinnen während der Versammlung behandelten, seien hier bloß erwähnt: „Die deutsche Frau als Mutter und Erzieherin“ und „Die deutsche Frau und die Bundesarbeit.“

Den Abschluß der Tagung bildete ein großer Festzug durch die Straßen von Krummau, der den zahlreichen Zuschauern die Geschichte des Böhmerwaldes, sein Kulturleben und die Bedeutung der deutschen Arbeit in farbenprächtigen, historisch getreuen Gruppen vorführte. Am Ende des Zuges marschierte die deutsche Studentenschaft mit ihren Bannern, aber entblößten Hauptes, da die tschechische Regierung, die wenige Tage vorher den ganzen Staatsapparat aufgeboten hatte, um das Sokolfest in Prag möglichst glänzend zu gestalten, den deutschen Akademikern das Tragen ihrer Farben nicht gestatten wollte.

Auf dem Kreuzberg, wo sich die Jugendverbände und die Gäste aus dem Deutschen Reich und aus Deutsch-Osterreich versammelt hatten, wurde ein Höhenfeuer entzündet. Als die Flammen aufloderten, stimmten die Böhmerwälder ihr Truhtlied an:

Du lieber Gott, die Bitt' erschallt:
Erhalt uns deutsch den Böhmerwald!

Verbandstagung des Deutschen Lehrerverbandes in Polen

Am 3. und 4. Juli d. J. fand in Posen die fünfte Verbandstagung des Landesverbandes deutscher Lehrer und Lehrerinnen in Polen statt. Der Vorsitzende, Herr S e n d r i k e, verglich in seiner Eröffnungsrede die deutsche Lehrerschaft Polens mit einer großen, unzertrennlichen Familie. Der deutsche Sejmabgeordnete G r a e b e sprach die Hoffnung aus, daß für das Deutschtum und insbesondere für das deutsche Schulwesen Polens nun eine neue Ära beginnen werde, da der Ministerpräsident B a r t e l erklärt habe, er kenne nur gleichberechtigte Staatsbürger. Den Höhepunkt der Hauptversammlung bildete die Behandlung des Themas „Unsere Schule und das deutsche Kulturgut“ durch Oberstudiendirektor Dr. S c h ö n b e c k (Bromberg). Au diesen groß angelegten Vortrag schloß sich eine eifrige Debatte über die verschiedenen Schmerzen und Hoffnungen, die heute das Gemüt der deutschen Minderheit in Polen bewegen. Der Abend brachte eine Festvorstellung im großen Saal des zoologischen Gartens. Zur Aufführung kamen „Die Geschwister“ von Goethe und „Unter vier Augen“ von Sulda. Am folgenden Tage hielt der als Reformpädagoge unter den deutschen Lehrern Polens bekannte W. D a m a s c h k e einen öffentlichen Vortrag über die Organisation und die Ziele des deutschen Lehrerbundes. Der Redner forderte die Eltern und Volksfreunde auf zur Mitarbeit an dem Werk einer besseren Jugenderziehung. Er schloß mit den Worten Nietzsche:

Euer Kinder-Land sollt ihr lieben.
Diese Liebe sei euer neuer Adel,
der unentdeckte im fernsten Meere!

6.

Die Tagung des deutsch-sächsischen Jugendbundes in Heltau bei Hermannstadt vom 26. bis 28. Juni 1926

Nachdem in der Tagespresse ausführliche Berichte über den Verlauf der Jugendbundtagung erschienen sind, ist es wohl kaum mehr nötig, darüber auch noch an dieser Stelle zu referieren. Dagegen dürfte es angebracht sein, auf die Zentralfrage, die ausgesprochen und unausgesprochen im Mittelpunkt dieser Tagung stand, noch einmal zurückzukommen. Ich meine die Frage der J u g e n d b e w e g u n g, darum ging es doch ganz offensichtlich. Das war ja der leitende Gedanke der führenden Kreise der Tagung: Heltau sollte Ausgangspunkt einer bewußten Jugendbewegung innerhalb der deutschen Jugend Großrumäniens, insbesondere derjenigen Siebenbürgens, werden.

Was ist dazu zu sagen? Nun, zunächst könnten wir uns darüber nur freuen, wenn in unsere Jugend - und zwar Stadt- und Landjugend - etwas mehr Leben und Bewegung hineinkäme; wenn sie aus ihrer passiven Resistenz der älteren Generation gegenüber, wie sie fast allerorts anzutreffen ist, an der wohlverstanden die ältere Generation auch ein gut Teil Schuld trägt, herausgerissen würde und sich neue Ausdrucksformen für ihre heute noch brachliegenden Kräfte schaffte. Darüber kann gar kein Zweifel herrschen. Es ist darum auch nur zu begrüßen, wenn junge, frische Erzieherpersönlichkeiten, begabt mit einem starken Miterlebensvermögen mit der heranreifenden Generation, bemüht sind, neue Impulse in unsere Jugend hineinzutragen. Für alles, was wir in Heltau in dieser Beziehung zu spüren bekommen haben, wollen wir denn auch gerne dankbar sein.

Nun aber wollte man ja mehr. Wie schon bemerkt, war es die bewußte, wenn auch etwas verschleierte Absicht der Tagungsleiter, in Heltau den zündenden Funken der Jugendbewegung in die Reihen der deutsch-siebenbürgischen Jugend hineinzuworfen, ähnlich wie es seinerzeit in Deutschland geschehen war. Das will bedeuten: alle Arbeit für und an der Jugend sollte von nun an von der Jugend selbst getragen werden, sollte spontan aus ihr selbst herauswachsen und auch ganz und gar von Jugendwillen und -wesen durchtränkt sein. Das klingt auf den ersten Blick zweifellos wunderbar, wie denn auch die Ideologie der deutschen Jugendbewegung, die ihren reinsten Ausdruck in dem bekannten Bekenntnis vom „Hohen Meißner“ gefunden, das also anhebt: „Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten . . .“, etwas Be-
strickendes an sich hat.

Jedoch bei genauem Zusehen zeigt sich bald die wunde Stelle dieser Jugendbewegungs-ideologie. Sie liegt in der heillosen Überschätzung des Übergangsalters vom 15. bis zum 30. Lebensjahre. Mit Recht kann man sich fragen: wird hier nicht der heranreifenden Jugend eine Wichtigkeit beigemessen, die sie im geistigen Haushalt der Menschheit niemals gehabt hat und auch niemals haben darf? - Dabei wollen wir allerdings auch unsererseits nicht übersehen, daß dieser Altersstufe eine besondere Bedeutung zukommt. Gerade, daß der junge Mensch da noch nicht restlos bestimmt wird durch Berufs- und Familien Sorgen, das gibt ihm die Freiheit, rückhaltlos der subjektiv geschauten Wahrheit nachzugehen und all die sogenannten Kompromisse und Verlegenheiten der erwachsenen Generation zu durchschauen und sie von sich fern zu halten. Das gibt ihm die Möglichkeit, sich ganz und gar dem Unbedingten und Absoluten hinzugeben und den „Heil“ und „Reiz“ (Spitteler) verächtlich den Rücken zuzukehren.

Aber wer spürte nicht, daß dieses subjektivistische, jugendliche Alleingängertum, wenn es zur allgemein gültigen Ideologie und Weltanschauung erhoben wird, notwendig in Hybris und Wahnsinn umschlägt. Die Weisheit der bisherigen Kulturvölker hat denn auch bis heute immer die ruhige Reife des Alters über die stürmische Unbedingtheit der Jugend gestellt. Die heranwachsende männliche Jugend aber wurde auf die Wanderschaft, in die Fremde, in den Krieg gesandt; z zweifellos eine reinlichere Weise, die nicht leicht zu überbrückende Kluft zwischen bisheriger und kommender

Generation zu überwinden als es in der heutigen Jugendbewegung geschieht, wo die sich Führer nennenden, selber nicht mehr ganz jugendlichen Wirkköpfe alles besser wissen und machen wollen, und dabei nur sich selbst und andere betrügen.

Nun liegt uns allerdings fern, den Eindruck zu erwecken als ob die geistigen Leiter der Jugendbundtagung etwa Jugendbewegung in ihrem innersten konsequentesten Sinne hätten der sächsischen Jugend beibringen wollen. Dafür zeugt schon ein Blick auf die Liste des Ehrenausschusses. Sodann hatten sie sich eine ganze Reihe von Rednern und Rednerinnen bestellt, die alles andere eher waren als Vertreter der Jugendbewegung. Aber das war wohl mehr geschickte Regiekunst. So eine milde Art völkischer Jugendbewegung scheint ihnen doch als erstrebenswertes Ziel vorgeschwebt zu haben. - Jedoch, auch hier zeigte es sich wieder einmal deutlich, daß Worte geistige Mächte sind; auf einmal haben sie uns, statt daß wir sie haben. So wird es immer eine gefährliche Sache sein, das Wort Jugendbewegung zu propagieren, besonders dann, wenn man etwas ganz Harmloses darunter versteht. Das bewies die Tagung in Heltau ziemlich eindrücklich. Da gab es ein paar Situationen, die mit einem Schlage die Tragweite dessen, was eigentlich mit diesem Wort gemeint ist, erahnen ließen; zweifellos die wertvollsten Momente der ganzen Tagung. Leider verstand es die Leitung nur zu gut, diese Spannungen sofort abzuschwächen und sie mit erbaulichen Redensarten zuzudecken. Nun, wir begreifen sie gewiß in diesem ihrem Bemühen, denn jene Momente waren peinlich für alle; aber da regte sich eben echte Jugendbewegung, deren fragwürdiges Schicksal es ist, die Kluft zwischen junger und alter Generation aufzureißen und nicht sanft zu überbrücken.

Nach all dem Gesagten ist es weiter nicht mehr verwunderlich, daß die Tagung nicht gerade sehr imponierend abschloß. Zu diesem Ergebnis mag sicher auch das Regenwetter etwas beigetragen haben, das sichtlich die allgemeine Stimmung herabdrückte, die Hauptschuld trägt aber zweifellos die Leitung, die hinter einem viel zu groß angelegten Programm eine lendenlahme Jugendbewegung in die sächsische Jugend einzuführen gedachte. Das Unternehmen ist sichtlich gescheitert. Das Feld ist nun offen für eine vernünftige Jugenderziehung und Jugendfürsorge. Wenn wir dies aussprechen, so wissen wir allerdings, daß wir etwas schier unmögliches fordern. Denn leben wir nicht in einer Zeit furchtbarer Zerfahrenheit und Zersetzung drin, wo keiner mehr den anderen recht versteht, wo wir alle aneinander vorbeireden und uns vor allem in den entscheidenden geistigen, religiösen Fragen am allereinsamsten wissen.

Diese letztere Bemerkung führt mich dazu, zum Schluß noch kurz auf die religiöse Problematik einzugehen, die auf der Heltauer Tagung immer wieder spontan zum Vorschein kam. Mit Recht ist betont worden, daß hinter der Jugendbewegung letzten Endes eine religiöse Not stecke. Unsere junge Generation sei durchaus nicht areligiös oder indifferent, wie man vielfach meinen möchte. Es lebe in ihr drin im Gegenteil eine große Sehnsucht nach dem Ursprünglich - Religiösen, die aber von der heutigen Kirche nicht befriedigt würde und sich darum gegen die Kirche wendete.

Darin steckt zweifellos viel Richtiges. Aber soll sich die Kirche deshalb auf allerlei Experimente einlassen? Glaubt man wirklich, dieser Not dadurch abzuhelfen, daß man in unsere christliche Gedankenwelt allerlei nordisch - mythologische, germanische Elemente

einströmen läßt, wie uns das bei der Sonnenwendfeier in der Michelsberger Burghirche vorgemacht wurde? Kommen wir da nicht in das ärgste Dilettieren hinein? Dafür ist uns aber wirklich unsere Kirche zu schade, der man wenigstens diesen einen Vorwurf des Dilettierens noch nie hat machen können, weswegen sie auch von jeher von allen religiösen Dilettanten gehaßt worden ist.

Darum lieber noch etwas Geduld! Die so gepriesene religiöse Sehnsucht der Jugend soll ruhig noch etwas zuwarten und sich bei dieser Gelegenheit setzen und sitzen. Vielleicht lernt sie dabei einsehen, daß das Alter und die Kirche nicht zu ihr kommen und von ihr Belehrungen entgegennehmen müssen, sondern umgekehrt sie noch sehr viel von ihnen zu lernen hat. Vor allem Gehorsam, Zucht und Bescheidung. - Damit möchte ich die Lethargie unserer Kirche von heute durchaus nicht rechtfertigen. Wie freute ich mich, wenn durch Gottes Gnade wieder neues, überzeugendes Leben in ihr erwachte und sie ein Mittelpunkt geistigen Wachstums für Jung und Alt wieder werden dürfte.

Paul Walser - Buzau

Zu welchem Volke gehören die Sathmarer Schwaben?

BCU Cluj / Central University Library Cluj
Von einem Banater Kenner der Sathmarer Verhältnisse.

Der Titel dieses Aufsatzes scheint einen Widerspruch zu enthalten. Leser, die sich mit den volkspolitischen Fragen Rumäniens in letzterer Zeit nicht beschäftigten, werden erstaunt fragen, ob denn noch ein Zweifel darüber bestehen kann, wohin, zu welchem Volke ein schwäbischer Volkspflücker gehört, auch wenn er durch die Fügungen seines Schicksals in den Sathmarer Gau geführt wurde. Die Antwort eines Vorurteilslosen auf diese Frage kann nur sein, daß Schwaben, ob sie nun in Württemberg oder im Sathmarer Gau wohnen, nur zum deutschen Volke gehören können.

Und dennoch ist die Volkszugehörigkeit der Sathmarer Schwaben ein Gegenstand publizistischen Streites geworden. Die gebiegene und besonders in Minoritätenfragen wirklich hervorragende ungarische Zeitschrift „Magnar Kisebbseg“ polemisiert schon seit einiger Zeit gegen die Ausführungen des „Ostland“ und versucht den Nachweis zu erbringen, daß die Sathmarer Schwaben ihrer überwiegenden Mehrzahl nach dem deutschen Volkstum verloren gegangen und durch die madjarische Rasse assimiliert wurden. In ihren letzten Nummern bringt „Magnar Kisebbseg“, sich scheinbar auf Beweismaterial aus Sathmarer kirchlichen Kreisen stützend, sogar die Heiratsmatrikelauszüge von einigen röm. kath. Pfarreien aus schwäbischen Gemeinden des Sathmarer Gaues und greift hiebei auf 100 - 150 Jahre zurück. In diesen Matrikelauszügen werden die Namen von Ungarinnen angeführt, die Sathmarer Schwaben ehe-

lichten und so madjarisches Blut in diesen Volksstamm brachten. Es soll - nach „Magyar Riszebszeg“ - so die Assimilation der Sathmarer Schwaben all jenen bewiesen werden, „die Beweisen überhaupt zugänglich sind“.

Ein objektiver Forscher stellt aber sogleich fest, daß selbst bei einwandfreier ungarischer Volkszugehörigkeit aller Bräute, ihre angeführte Zahl in gar keinem Verhältnis zur Gesamtzahl der Sathmarer Schwaben von 45 000 Seelen steht. Es kann damit höchstens eine geringfügige, bei jedem Volke, besonders in völkischen Mischgebieten vorkommende Blutmischung nachgewiesen werden, welche jedoch keineswegs als ausschlaggebend für das Volkstum betrachtet werden kann. Ein Kenner der Sathmarer Verhältnisse wird auch feststellen, daß solche Mischehen hauptsächlich in den gemischtnationalen Gemeinden Joseszhas und Terebesz vorgekommen sind. In ersterer Gemeinde wohnen außer den Schwaben in der Mehrzahl gr. kath. Rumänen, in der Minderzahl reform. Ungarn, in letzterer außer den Schwaben fast nur gr. kath. Rumänen.

Bei der Argumentation des Artikels in „Magyar Riszebszeg“ wird aber wohlweislich die Gesamtzahl der Eheschließungen der einzelnen Gemeinden im betreffenden Zeitabschnitte ausgelassen. So kann auch die Zahl der Mischehen nicht jener der national einheitlichen Ehen gegenüber gestellt werden. Was tut es z. B., wenn in einer schwäbischen Gemeinde in 750 Jahren von sagen wir 750 Ehen 20 Ehen von Schwaben mit Frauen anderer Nationen vorkommen?

Die Volkszugehörigkeit und die Religion der ungarischen Bräute wird leider im Artikel des „Magyar Riszebszeg“ ebenfalls ausgelassen. Es gibt aber im Sathmarer Gebiete viele schwäbische Namen, welche sich, gewollt oder ungewollt, im Laufe der Zeit durch die Matrikelführung ungarisch gesinnter Geistlicher madjarisierten. Es gibt aber dort auch sicherlich röm. kath. Slovaken und gr. kath. Rumäninnen, deren Namen in Folge ungarischer Matrikelführung leicht eine ungarische Färbung erhalten konnten.

Es werden also wohl nicht alle „ungarischen“ Bräute dem madjarischen Volke angehört haben, wenn sie auch einen ungarisch zugerichteten Namen und vielleicht auch ungarische Sprachkenntnisse aufweisen konnten.

Das religiöse Moment darf bei den Mischehen im Sathmarer Gebiet auch nicht außer acht gelassen werden. Die Sathmarer Schwaben sind bekanntermaßen streng katholisch. Sie gehen daher leichter eine Ehe mit einer Angehörigen der im Ritus verschiedenen doch im Glaubensbekenntnis gleichen griechisch-katholischen Religion ein, (zu der die Rumänen und Ruthenen gehören), als mit einer ungarischen Calvinistin, deren Religion durch Berge und Meere von der ihrigen geschieden ist. Die Kirche wird wohl diese gemischten Ehen auch nicht gefördert haben. Da die Mehrzahl der ungarischen Bevölkerung im Sathmarer Gebiet calvinisch ist, muß dieser Umstand auch als ein Hindernis für die Zufuhr madjarischen Blutes in den deutschen Volkskörper betrachtet werden.

Ein kleines geschichtliches Ereignis aus dem Leben der Sathmarer Schwaben soll auf diese Wichtigkeit des religiösen Momentes hinweisen:

Im Jahre 1848 wendeten sich die Erbdöcker Schwaben an ihren gütigen Kolonisateur und Gutsherrn, den Grafen Franz Karoly mit der Bitte, ihre Übersiedlung in

eine andere Gemeinde zu veranlassen, da sie nicht weiter geneigt wären, zwischen calvinischen Ungarn zu leben, wo ihre Kinder noch Gefahr laufen, dem Irrglauben zu verfallen. Der Graf überstiedelte aber nicht die Schwaben, sondern brachte die Reformierten nach den Gemeinden Dobra und Geres.

Es ist daher anzunehmen, daß die angeführten „Ungarinnen“ wahrscheinlich der Mehrzahl nach röm. kath. Slovakinnen oder gr. kath. Rumäninnen bezw. Rutheninnen waren. In kleinerer Zahl mögen ja auch Ehen zwischen reformierten oder röm. kath. Ungarinnen und Schwaben im Sathmarer Gebiete vorgekommen sein.

Diese fremde Blutzufuhr hat aber dem deutschen Volkstum in Sathmar keine Einbuße gebracht, sie war ja auch recht geringfügig. Solche Blutmischungen kommen ja selbst in „rasseeinsamen“ Gebieten vor. Welche Mengen fremden Blutes hat z. B. das deutsche Volk und gar das madjarische aufgenommen, das sogar nach den Behauptungen einiger modernen Rasseforscher durch die Aufsaugung des Kasarenvolkes und durch den Aufenthalt im Wolgagebiete in Blutsverwandschaft mit dem jüdischen Volke gekommen sein soll, da cca. 40 000 jüdische Familien im 7. Jahrhundert sich im Wolgabekken angesiedelt hatten und die Kasaren zu ihrem Glauben bekehrten.

Vor allzugroßer Blutzufuhr aus fremdem Volke behütete die Sathmarer Schwaben auch die alte, vom Vater auf den Sohn sich vererbende schwäbische Kolonistenweisheit: „Fremdes Blut tut nicht gut!“

Der Artikelschreiber in „Magyar Kisebbség“ vergißt auch oder will vergessen machen, daß die Nationalität niemals nach der Mutter, sondern immer nach dem Vater festgestellt wird. Eine Ungarin, die in eine schwäbische Familie einheiratete, hat damit sicherlich nicht die Familie madjarisiert, sondern umgekehrt, sie selbst samt ihren Kindern wurde meistens germanisiert.

Die mit viel Scharfsinn und Mühe zusammengestellten Ausweise im betreffenden Artikel der „Magyar Kisebbség“ können daher denen, „die Beweisen wirklich zugänglich sind“ - gar nichts beweisen. Sie erscheinen vielmehr als ein weiteres Glied in der Kette bewußter oder unbewußter, gewollter oder ungewollter Irreführungen betreffs der Sathmarer Schwabenfrage. Nur einem Publikum, das sich vor nackten Tatsachen vogelstrauhartig verstecken will, das natürliche Evolutionen nicht sehen will und sich zur Erhaltung alter Ideale auch an Strohhalme klammert, wird ein geschicktes Songlieren mit Zahlen Befriedigung und Beruhigung bringen können.

Ungarns Regierung gegen die ungarländischen Deutschen

Von unserem ungarländischen Berichterstatter

Das Volksgesetz der Regierung Parolai, das den Deutschen kulturelle und landwirtschaftliche Autonomie zusicherte, die Versuche der kommunistischen Periode zur Lösung

der Minderheitenfrage in Ungarn waren kurze, bald vergessene Episoden. Der in der Folgezeit eingesezte deutsche Nationalitätenminister Professor Bieger mußte infolge Widerstandes von Regierung und Verwaltung nach kurzer Zeit zurücktreten. Graf Bethlen erkannte zwar bei seinem Regierungsantritt das Bestehen einer Nationalitätenfrage in Ungarn und die Notwendigkeit ihrer Lösung an. Die deutschen Abgeordneten kandidaten zur Nationalversammlung 1921 wurden jedoch terrorisiert, die Wahlwerber in der Baranya während der Wahlvorbereitungszeit unter dem angeblichen Verdacht, Erzberger-Mörder zu sein, festgehalten. Die während der serbischen Besetzungszeit in der Baranya errichteten deutschen Schulen - vor dem Krieg bestanden nur ungarische Schulen mit 4-5 Wochenstunden deutschem Unterricht (Lesen, Schreiben, Singen, Religion) - wurden nach dem Abzug der Serben 1921 schleunigst wieder aufgelöst. Ein 1922 geschaffenes „Kommissariat für die deutschen Angelegenheiten Ungarns“ wurde der Leitung eines Renegaten, Dr. Steurer, unterstellt, dessen offen vertretenes Programm die völlige Assimilation der Deutschen war.

Die ungünstige außenpolitische Wirkung dieser Haltung veranlaßte die ungarische Regierung im Jahre 1923 zum Erlaß der Verordnung über die „Durchführung der im Trianoner Friedensvertrag hinsichtlich des Schutzes der Minderheiten übernommenen Verpflichtungen“, in deren Verfolg im gleichen Jahr eine Durchführungsverordnung erging, die der deutschen Minderheit auf dem Schulgebiet drei verschiedene Schultypen zur Auswahl stellte: a) deutsche Schule mit Ungarisch als Unterrichtsgegenstand; b) die Schule mit je zur Hälfte deutschem und ungarischem Unterricht; c) die Schule mit ungarischer Unterrichtssprache und Deutsch als Lehrgegenstand. An den örtlichen Elternräten, den „Schulstühlen“, lag es, zu beantragen, welcher Typ eingeführt werden sollte. Eine Wirkung dieser Verordnung für das unmittelbar folgende Schuljahr wurde dadurch unmöglich gemacht, daß man eine Anmeldefrist von nur wenigen Tagen setzte. Vielfach wurden Gesuche von den Pfarrern einfach nicht weiter gegeben. Durch behördliche und geistliche Beeinflussung suchte man die Anforderung des Typ c, ungarische Schule mit Deutschunterricht, durchzusetzen. Anträge auf Einführung von Typ a oder b wurden von den zuständigen Behörden mit Schikanen, wie Revisionen, Kreditsperrungen und dergl., oder überhaupt nicht beantwortet. Schulen des Typs a, d. h. Schulen mit deutscher Unterrichtssprache, in denen Ungarisch Lehrgegenstand ist, gibt es daher heute noch erst in höchstens 15 Orten. Wenn von ungarischer Seite höhere Zahlen genannt worden sind - der bereits erwähnte Dr. Steurer hat im „Budapester Neuen Politischen Volksblatt“, sie auf 100 geschätzt, so ist man den Beweis dafür bisher schuldig geblieben. Selbst in den fast rein deutschen großen Gemeinden Elek (Kestbanat) und Isambek (Komitat Pest) wird neben dem Religionsunterricht nur in drei Wochenstunden deutsch unterrichtet. Die in beiden Gemeinden bereits vor zwei Jahren gestellte Forderung nach Einführung des gemischt-sprachigen Types ist bisher unbeantwortet geblieben. In Elek sind die Unterzeichner der Petition einem schikanösen Verhör durch die Gendarmerie unterzogen worden. Noch im Jahre 1925 sind in fast rein deutschen Gemeinden des Bakonyer Waldes drei deutsche Schulen unter behördlichem und geistlichem Druck in ungarische umgewandelt worden. Für die Entwicklung des deutschen Schulwesens ist überhaupt nichts geschehen.

Ein im Jahre 1924 erlassenes Gesetz verlangt, daß in Gebieten mit mindestens $\frac{1}{5}$ zu einer Minderheit gehöriger Bevölkerung nur solche öffentliche Beamte angestellt werden, die der Minderheitssprache mächtig sind, bezw. daß die bereits im Amte befindlichen Beamten die Minderheitssprache binnen zwei Jahren erlernen. Die zwei Jahre sind abgelaufen, ohne daß bisher klargestellt wäre, was mit den Beamten zu geschehen hat, die in dieser Frist die Minderheitssprache nicht erlernt haben. Auch ist die gesetzliche Bestimmung in einigen praktischen Fällen vom Justizminister dahin abgeändert worden, daß von den neuanzustellenden Beamten (es handelte sich um Gerichtsschreiber) nicht - wie das Gesetz sagt - Kenntnis der Minderheitssprache, sondern bloß die Übernahme der Verpflichtung, sie binnen einem Jahr zu erlernen, verlangt worden ist.

Der im August 1924 gegründete Ungarländisch-deutsche Volksbildungsverein kann nur unter großen sachlichen und persönlichen Schwierigkeiten arbeiten. Zwar haben sich die in der Leitung befindlichen Vertrauensleute der Regierung als nicht so tätig erwiesen, daß sie die Arbeit des Vereines hätten hemmen können. Im Laufe der Jahre 1924 und 1925 konnten in mehr als 200 Gemeinden Ortsgruppen mit über 10 000 Mitgliedern gegründet werden. Es konnte jedes Jahr ein Kalender herausgegeben werden und im Winter ein großer „Schwabenball“ in Budapest stattfinden. Ende 1925 wurde eine Schulungswoche für die Ortsgruppenleiter abgehalten. Die Sektionen für Literatur und für Gesang haben ihre Arbeit aufgenommen, und erst kürzlich legte ein unter den Deutschen der Batschka abgehaltenes Musikfest, das von rund 10 000 Personen besucht wurde, von der Werbekraft des Vereines Zeugnis ab. Doch sind schon diese Erfolge unter Schwierigkeiten erkämpft, so ist seit einiger Zeit ein Anwachsen des Widerstandes auf ungarischer Seite zu bemerken. In dem größten deutschen Siedlungsgebiet, dem Komitat Baranya, wurde schon vor etwa einem Jahr dem Volksbildungsverein durch den Obergespan jede Organisationsstätigkeit verboten. Im Frühjahr dieses Jahres hat in der Hauptstadt der Baranya, Fünfkirchen, unter dem Vorsitz der Obergespans eine Notablenkonferenz stattgefunden, auf der gefordert wurde, daß, falls die deutsche Organisationsarbeit in der Baranya wieder aufgenommen werden sollte, dieses durch die zuständigen patriotischen Kreise zu geschehen habe, die auch in der Zentrale des Vereines in Budapest vertreten sein müßten. Überhaupt müsse der Aufbau des Volksbildungsvereines in Zukunft komitatweise autonom gestaltet werden. Das würde bedeuten, daß die Zentrale in Budapest ausgeschaltet und ihre Arbeit sabotiert würde. Außerdem würden dadurch einer Verschmelzung mit dem „Dorfbund“ die Wege geebnet werden. Dieser „Dorfbund“ ist ein vor mehreren Jahren gegründeter, unter Leitung des Ackerbau-ministers stehender landwirtschaftlicher Verein, dem jetzt auf Betreiben hauptsächlich des Abgeordneten Perlaki (Renegat) eine „deutsche“ Sektion angegliedert worden ist, die daran geht, unter den Baranyaer Deutschen nach dem Muster des Volksbildungsvereines mit Einrichtung von Lesehallen, Gesangsvereinen u. dgl., zu arbeiten. Die Regierung soll diesem „Dorfbund“ den Betrag von 3 Mill. Goldkronen zur Gründung von Genossenschaften bewilligt haben, von denen man annehmen darf, daß sie zur wirtschaftlichen und kulturellen Unterstützung deutscher Bauern werden verwendet

werden, mit dem ausgesprochenen Zweck, sie auf diese Weise vom Volksbildungsverein zu entfernen.

Die Regierung plant eine neue Wahlkreiseinteilung. Zahlenmäßig müßten die Deutschen 14 Mandate haben. Es ist ihnen bisher nicht möglich gewesen, auf eigenen Listen Abgeordnete durchzubringen. Die beiden deutschbewußten Abgeordneten, der Regierungsparteiler Professor Neuberger, und der Sozialdemokrat Knaller, sind auf die allgemeinen Listen gewählt worden. Wenn die geplante neue Wahlkreiseinteilung in Kraft tritt, würde eine Wiederwahl selbst dieser beiden Abgeordneten unmöglich werden. Die sozialdemokratische Partei erkennt übrigens als einzige die Berechtigung der deutschen Wünsche an, und die Regierung muß damit rechnen, daß bei einem Festhalten an den bisherigen Methoden in einigen deutschen Bezirken der Umgebung Budapests die sozialistischen Kandidaten gewählt werden.

Eine ganze Reihe von Einzeltatsachen beleuchten die neuerliche Verschärfung der Lage für die deutsche Minderheit. Der Postversand verschiedener Werke Adam Müller-Suttenbrunns ist verboten worden. In Elek wurden Bücher dieses Dichters von der Polizei beschlagnahmt. - Die Budapester Vereinigung deutscher Hochschüler „Suevia“, die in guten Beziehungen zu Professor Bleyer steht, hat bereits sechs Gesuche um Genehmigung - die Voraussetzung für ein öffentliches Auftreten - an den Kultusminister gerichtet, um schließlich dahin beschleiden zu werden, daß die bezüglichen Akten im Ministerium verloren gegangen seien. Die Arbeit der Vereinigung vollzieht sich bislang ungestört, aber unter polizeilicher Kontrolle. Der praktische Arzt, Dr. Wanger in Elek, gebürtiger Sathmarer Schwabe, der aber in Ungarn studiert und seit einigen Jahren praktiziert hat, wollte, da er aus formalen Gründen die ungarische Staatsangehörigkeit nicht mehr besitzt, für Ungarn optieren. Das Gesuch ist - im Gegensatz zu tausend ähnlichen Gesuchen - abschlägig beschleiden und Dr. Wanger des Landes verwiesen worden, aus dem einzigen Grunde, weil er sich zum Deutschtum bekennt. Bei der auch in diesem Jahr erfolgten Erklärung verdienter Offiziere und Mannschaften der alten Armee zu „Helden“ - die „Helden“ erhalten eine Auszeichnung, Rente und eine Landzuteilung - mußten Personen mit deutsch klingenden Namen diese zwangsweise madjarisieren lassen. - Bei der Neubesezung des Fünfkirchener Bischofsstuhles ist der Kandidat des ungarischen Fürstprimas, ein Banater Deutscher, der in gutem Verhältnis zu den Führern der deutschen Bewegung steht, allem Anschein nach auf Veranlassung der Regierung zugunsten eines Renegaten fallen gelassen worden. - Und schließlich die Nichteinladung des Professors Bleyer anlässlich der Empfänge und Festlichkeiten bei dem Besuch des deutschen Kultusministers, obwohl die beiden Germanisten der Fünfkirchener und Debrecziner Universität geladen waren. - Man kann unter Berücksichtigung all dieser Vorgänge kaum umhin, auf eine Sinnesänderung der Regierung selbst in letzter Zelter Zeit zu schließen, während bisher für die vorhandenen Mißstände mehr die unteren Verwaltungsorgane verantwortlich gemacht wurden.

Die Bücher der Zeit

J. S. Bachofen: „Der Mythos von Orient und Occident“, eine Mythaphysik der alten Welt. Mit einer Einleitung von Alfred Bäumler, herausgegeben von Manfred Schröter. München, 1926. C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Wir haben in den letzten Jahren die verschiedensten Ausgrabungen und Pseudo-renaissancen mitgemacht, ohne uns an ihnen besonders freuen zu können. In der Mehrzahl der Fälle war des Wiedergeborenen Patin nicht die Kongenialität, sondern die Impotenz der Gegenwart, und so schloß sich auch sehr bald wieder der kaum geklüftete Sargdeckel. Mit ganz anderen Gefühlen aber dürfen wir die eben erschienene Neuauflage der wertvollsten Schriften des Mythologen Johann Jakob Bachofen begrüßen. Der mühevollen Arbeit der Sichtung, der wissenschaftlichen Durcharbeitung und der sinnvollen Zusammenstellung des Materials hat sich der bekannte Kulturphilosoph Manfred Schröter unterzogen, während Alfred Bäumler, dem Buch eine Einleitung vorausschickt, die für sich allein ein bedeutendes geschichtsphilosophisches Werk darstellt.

Wir sind der trockenen, geiststreibenden kritischen Geschichtswissenschaft satt geworden. Unsere Vergangenheit soll wieder als lebendige Realität begriffen und wir selbst sollen aus dem Geist und nicht nach toten mechanischen Gesetzen entstanden gedacht werden. Wir wollen den Mythos und nicht die Historie. Die Vergangenheit ist keine unveränderliche, einmal für allemal gegebene Größe, wie die kritische Wissenschaft meint, sondern eine der Gegenwart gestellte Aufgabe. Ihre Wahrheit finden, heißt sie in eine Form bringen, aus der das Jetzt seinen eigenen Sinn ablesen kann, heißt ihren unter der Oberfläche der sogenannten Tatsachen verborgenen symbolischen Gehalt erfassen. Diesem neu aufgeflamnten Bedürfnis nach Sinnhaftigkeit der Vergangenheitsbetrachtung hat Bachofen unendlich viel zu geben. Aber nicht nur in rein formaler, auch in inhaltlicher Beziehung muß sein Werk heute tausend Resonanzen wecken. Ich will versuchen, im Folgenden einen der wesentlichsten Eckpfeiler seines Gedankenbaues anzudeuten. Daß dabei von einer auch nur halbwegs erschöpfenden Würdigung des großen Mythologen keine Rede sein kann, versteht sich von selbst.

Gläubig verehrend, ohne die den Gegenstand entweihende Lupe der Kritik, tritt Bachofen an die Denkmäler der Antike heran. Er glaubt an sie, und deshalb offenbaren sie sich ihm. Nietzsche sagt im Zarathustra: „Gleichnisse reden nicht, sie winken nur.“ Auch der Mythos winkt nur, und wer ihn verstehen will, darf nicht dieses Winken für eine mangelhafte, der Klärung und Artikulation erst bedürftige Sprache halten, sondern muß in ihm den reinsten Ausdruck für etwas sehen, das jede artikuliert Sprache nur unrein interpretieren kann. Das Bewußtsein von der unantastbaren Heiligkeit des Symbols ist es, was die Werke Bachofens vor allem auszeichnet. „An den Symbolen der Gräberwelt“, schreibt Bäumler in seiner Einleitung, „hat der größte Künster des Altertums das Schauen gelernt.“

Jeder Mensch macht aus den Erscheinungen, die er geistig durchdringt, das heißt, die er erkennt, ein Abbild seiner Sehnsucht, und jeder bedeutende Mensch

ein Abbild allgemeiner überpersönlicher Sehnsucht. Damit nähert sich die Erkenntnis der Religion. Natürlich darf das nicht im psychologischen Sinn mißverstanden werden, so als ob die betreffende Erscheinung ein Etwas an sich wäre, dem dann der Mensch aus seiner Seele heraus eine bloß subjektive Kategorie äußerlich aufkleben würde. Die Erscheinung ist nichts anderes als eben das, was wir aus ihr machen, und so wächst mit der Tiefe und Allgemeingiltigkeit der an ihr abgebildeten Sehnsucht auch ihre eigene objektive Wahrheit. Im Grunde ist jede Seite des Lebens einer solchen Vertiefung und Verallgemeinerung fähig, weil jede in dem einen einzigen Urgrund der ganzen entfalteten Wirklichkeit wurzelt. Wo immer man also das Leben anfaßt, es führt zur Wahrheit, wenn das Angefaßte nur zu Ende gedacht oder, richtiger, zu Ende geschaut wird.

Bachofen nimmt seinen subjektiven Ausgang von der Liebe des Sohnes zur Mutter. Das ist die persönliche Seite seiner Weltanschauung. Ein Anderer wäre vielleicht von der Liebe zur Braut oder zum Vater ausgegangen. Nicht darauf kommt es an, sondern auf die Weite des Ausblickes, in den das Grundphänomen schließlich hineinwächst. Und diese Weite ist bei Bachofen allumspannend. Daß er sich gerade mit dem Mythos der Antike befaßt hat, bleibt Zufall. Er hätte in jedes andere Forschungsgebiet den gleichen Urgedanken hineingetragen. Die Welt der griechischen Mythologie erscheint ihm also im Zeichen des Muttertums, die einzelnen Sagen werden ihm zu Symbolen für das Hervortreten des Neugeborenen aus der Nacht des mütterlichen Schoßes. Der Übergang aus dem Dunkel in das Licht des Tages ist das Sich-Befreien des sohnhaften, männlichen Helden von der Herrschaft des weiblichen, des erdhafteu, des „athonischen“ Prinzipes zur Freiheit des Geistes. Das Weib regiert in der sublunaren Welt. Gebärend setzt es den Sohn aus sich heraus, um den Sterbenden wieder in sich zurückzunehmen.

Die Überwindung der Weiberherrschaft, der *Gynaikokratie* ist nach Bachofen der wesentliche Gehalt aller antiken Mythen. Als Urzustand wird von ihm ein allgemeiner Hetärismus (Promiskuität) angenommen. Der Mensch liegt in den Fesseln seines Geschlechtstriebes und damit auch des Weibes, er ist also der Sohnschaft, d. i. der Abhängigkeit von der Mutter noch nicht entwachsen. Aber die mythischen Helden, von Apollon, dem delphischen Gott geführt, vollbringen das Befreiungswerk. So ist schon, um nur ein Beispiel zu nennen, der trojanische Krieg im Wesentlichen der Kampf des männlichen, die Ehe bejahenden Griechentums gegen die aphyroditischen Helenaräuber, aber auch gleichzeitig der Kampf des geistigeren *Occidentes* gegen Asien, gegen den tellurisch-triebhaften Orient; denn „dem Occident hat die Geschichte die Aufgabe zugewiesen, durch die reinere und keuschere Naturanlage seiner Völker das höhere demetrische Lebensprinzip zum dauernden Sieg hindurchzuführen.“

Bachofen spricht hier vom „demetrischen“ Lebensprinzip. Die Ehe ist ihm eben in ihrer ursprünglichen Form nicht eine Schöpfung des Mannes, sondern des Weibes, und erst aus ihr konnte sich dann späterhin die freie männliche Selbstigkeit entfalten. Als der Mutter-Liebende, der er war, mußte er so urteilen, wenn er nicht die Heiligkeit des Mütterlichen opfern wollte. Um den beiden, in seiner Brust miteinander

ringenden Seelen Gerechtigkeit werden zu lassen, blieb ihm nur der eine Ausweg, den ersten Schritt zur Vergeistigung als eine Tat des Weibes hinzustellen. Daß hier ein Widerspruch in das System hineingeraten ist, läßt sich nicht leugnen. Er wurzelt, was an dieser Stelle nicht näher ausgeführt werden kann, in der teilweisen Historisierung und Dogmatisierung des Mythos, aber er bleibt eine bedeutungslose Außerlichkeit angesichts der durchaus undogmatischen und rein intuitiven Gesamtkonzeption.

Gleich im ersten Kapitel seines Hauptwerkes „Mutterrecht“ zitiert Bachofen die Worte des Lykiers Glaukos an den Griechen Diomedes, der ihn nach seinem Geschlecht fragt: „Gleich wie die Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen.“ Dem Angehörigen eines gynaiokratischen Volkes erscheint die Frage nach seinem Geschlecht, d. h. nach seiner Abstammung sinnlos. Er kennt nur den einen ewig gleichen mütterlichen Urstamm, der Jahr um Jahr seine Blätter hervortreibt und abwirft, nur den einen mütterlichen Schoß, aus dem der Mensch in das Leben hinaustritt, um nach dem Tode wieder in ihn zurückzukehren. Die Geschlechterfolge ist bereits eine geistige, eine „vaterrechtliche“ Idee; denn hier zieht sich als Vorahnung der Unsterblichkeit ein unsichtbares, die Zäsuren der Geburt und des Todes mißachtendes Band von Mensch zu Mensch. Das Vaterrecht hat die tellurische Bedingtheit der Gynaiokratie überwunden. Orestes, der die Mutter um des Vaters willen tötet, vor den Erinnyen verfolgt, aber schließlich vor dem Areopag gerechtfertigt wird, ist für Bachofen der Repräsentant des siegreichen Vaterrechtes. Aber nicht Griechenland, sondern erst Rom zieht die letzten Konsequenzen. Mit Octavianus Augustus, dem „neuen Orestes“, fällt die Herrschaft des körperlichen Bandes endgiltig vom Menschen ab. Aus freiem Entschluß bestimmt der Vater den Sohn, den ihm folgenden Cäsar.

Wir sehen: Die Entwicklung vom Körper zum Geist folgt dem Laufe der Sonne, die im Osten aufgeht und im Westen untergeht. Daß sie schließlich auch untergehen muß, ist eine Tatsache von schwerster Bedeutung. Alle Entwicklung endet dort, wo sie begonnen hat. Die Herrschaft des Weibes, der Materie des irdischen Horizontes, das Nebeneinander der Blätter, die qualitative Unterschiedslosigkeit der aus der gemeinsamen Mutter Geborenen kehrt am Ende wieder: „Das Ende der staatlichen Entwicklung gleicht dem Beginn des menschlichen Daseins. Die ursprüngliche Gleichheit kehrt zuletzt wieder. Das mütterlich stoffliche Prinzip des Daseins eröffnet und schließt den Kreislauf der menschlichen Dinge.“ Ob Bachofen recht hat mit seiner Behauptung, daß die Hetäre am Anfang der Entwicklung stand, mag man bezweifeln, daß sie am Ende steht, daß, wie sich Bäumler in seiner Einleitung ausdrückt, das Symbol der buhlerischen Omphale die Stunde beherrscht, lehrt ein einziger offener Blick in die Tages- oder Abendwirklichkeit. Aber auch wenn wir jener ersten These unsere Zustimmung geben wollen, so bleibt doch zwischen Anfang und Ende der eine grundlegende Unterschied: Die erste Hetäre war die wahllos empfangende und wahllos gebärende, ewig fruchtbare Mutter, die letzte ist die geschminkte sterile Lustdirne.

Solange der Mensch seine Augen auf das Diesseits gerichtet hält, bleibt jeder Sieg des männlichen und geistigen Prinzipes ein vergänglicher, und die chthonischen Mächte ziehen das Geborene wieder in ihre Tiefen hinab. Aber einen solchen, bloß endlichen Sieg ist die Antike, auch das kaiserliche Rom, nie hinausgekommen. Die ewige

Stadt, die alle orientalisches-gynaiokratischen Kulturstätten ihres Machtbereiches rücksichtslos zerstört hatte, nahm schließlich die Tempel der Isis und der Cybele in ihre Mauern auf. „Die gesicherte Herrschaft des geistigen Prinzips in der Religion erbaut sich nicht auf der Entwicklung und Läuterung physischer Ideen, mögen diese auch dem höchsten uranischen Gebiet der Sinneswahrnehmung entnommen sein: vielmehr auf ihrer Zertrümmerung und jener grundsätzlichen Negation, die von dem reinen Spiritualismus des Christentums zuerst in die Welt ausging.“

Erwin Reischer - Hermannstadt.

Bücherchau

Neue siebenbürgische und baltische Lyrik.

Aster n. Gesammelte Dichtungen von Eduard Schullerus. Herausgegeben von Adolf Meschenbörsfer. Verlag W. Krafft, Hermannstadt. 1926.

Eine eingehende Würdigung des Dichters findet sich im Aufsatzteil dieses Heftes. Wir wollen jedoch nicht versäumen unsere Leser aufmerksam zu machen, daß neben der vornehmen Gesamtausgabe auch eine einfachere und billigere Auswahl der schönsten Gedichte aus diesem Bande erschienen ist, die sich auch der Minderbemittelte leisten kann.

Richard Gleim: Aus meinem Tal. Gedichte. Druck und Verlag von Gustav Zikeli, Bistritz. 1925.

Ein dichterisch bewegter Mensch - aber noch kein Dichter. Man wird oft und oft beim Durchblättern des Bandes von einzelnen Worten, Zeilen, Strophen gefangen, die echt, schön und melodisch sind, niemals aber entsteht ein wirkliches Gedicht, bis in jede Faser angefüllt mit Erlebensblut. Gleim fehlt es zu seinem hübschen Talent an der dichterischen Gestaltungskraft, die ein dominierendes starkes Erlebnis zum Organismus bannt. So sind die echten Stellen eingestreut zwischen konventionelle Strophen, gangbare Empfindungen, die schon besser ausgedrückt wurden, leere Reimerien. Mit Selbstbescheidung verharret der Autor in seinem Tal - Dichter aber ist erst, wer sich den Höhenwind um die Ohren pfeifen läßt. Darüber mögen Gestalten wie Mörike nicht hinwegtäuschen, der aus dem Abermaß seiner glück- und schmerzvollen Bedrängnis in die Verborgenheit flüchtete, auch nicht (für uns Siebenbürger) Eduard Schullerus, der seine Idylle sich umgrenzte, aber von dem „Branden der Gewalten“ wußte. Das rauscht dann fort in seinen Gedichten, wie das Meer in der Muschel.

Hans Büttner: Gedichte, Gesichte, Gerichte. Riga, Eigen-Verlag, Mühlenstraße 13.

Ein eigentümliches Buch, schon in der äußeren Aufmachung. Die Gedichte sind sämtlich in Handschrift-Faksimile wiedergegeben. Die Vermutung einer eigenwilligen

kauzigen Existenz wird durch die Lektüre der Gedichte bestätigt. Unbeeinflusst durch Strömungen der Zeit und der Kunst ist dieser Dichter, der Sohn einer „alten, grauen Stadt“, ihr und ihren alten Denkmälern zu innerst verbunden, selbst wie ein Stück ihres traumumspinnenen Lebens. Die Vorzüge und Schwächen einer so eingekapselten Subjektivität liegen offen zu Tage. Einerseits die Echtheit, Eigenart, bodenständige Gewachsenheit dieser Poesie - andererseits der gewollte Verzicht auf Freie und Weite, auf die Entdeckerfahrten in neue Sprach- und Seelenreiche, das Abschließen von dem großen Strom unserer bewegten Zeit. Ist diese Subjektivität stark und tief genug, um für sich allein zu bestehen? Wird sie nicht in sich verstockt, und endlich erstarren? Das ist nach diesem einen Gedichtestück noch nicht zu entscheiden. Im Vergleich zu dem großen inbrünstigen Streben junger Talente ins Große, Allgemein-Menschliche erscheinen diese Gedichte eng und rückständig. Sprachlich gehören sie eher in die Zeit Eichendorffs, als Georges oder Däublers. Aber, diese Basis einmal angenommen, wird man vielen von ihnen Tiefe, Seltsamkeit, Poesie zuerkennen müssen. Das Rigensische tritt wie eine alte, etwas dumpfe Atmosphäre mit eigentümlichem Zauber nahe. Das Heimerlebnis ist echt und gehaltvoll. Dort aber, wo sich die Gedichte aus provinziellen zu allgemein-menschlichen Themen erheben wollen, versagen sie. Da zeigt sich, daß ihre eigenwillige Unzeitgemäßheit nicht Stärke ist (wie bei Nietzsche und George), sondern schwere Begrenzung. Wird sie der Dichter - denn ein solcher ist er - sprengen können?

Elisabeth Goercke: Flügel zur Freude. Gedichte. Georg Meiner, Berlin und Leipzig 1925.

Frauenlyrik - wie Frauenkunst überhaupt - hat ihre eigentümlichen Gesetze. Leichter fügen sich die Worte zum rhythmischen Tanz, unbewußter, selbstverständlicher quellen die Bilder, ein Nichts kann zu einem leuchtenden, klingenden Gebilde werden. Der geistige Gehalt ist gleich Null, der seelische unendlich. Elisabeth Goercke zeigt in ihren Gedichten alle Vorzüge und Schwächen der typischen Frauenkunst. Keins ihrer Gedichte ist gemacht, in glücklicher Ungehämtheit, in natürlicher Melodie, in unmittelbarer Bildhaftigkeit sind sie ebenso selbstverständlicher Ausdruck dieser Frau, wie es eine Gebärde, ein Blick, ein Lachen sein könnte. Und ebensowenig wie diese, sind sie loszulösen von dem Subjekt, nicht sie selbst, sondern was sie ahnen lassen von dem dämmernd unbewußten, wunderbaren Seelenreich einer echten Frau sind das Wesentliche daran. Als Zeichen, als Dokumente gelten sie, nicht als strenge Kunst-Male mit ihren ewig-gültigen Werten. Der Einblick in solch ein Seelenreich kann erquickern wie ein Jungbrunnen, auch wenn es fast immer nur das „Wie“ nicht das „Was“ ist, das uns reizt. Es ist fast gleichgültig, was der Gehalt der Gedichte ist, ein Nichts kann genügen, und so sind auch die Themen der Elisabeth Goercke ziemlich belanglos. Nur da, wo sie an ihr eigentliches Frauenschicksal rühren, werden sie eben schicksalhaft und schwer - ich denke vor allem an das wundervolle Gedicht „Ehe“ und „Treu“. Immer aber sind die bunten und duftigen Blüten von einer leichten glücklichen Hand gewunden, auch wo Leid die Verse überschattet. Diese glückliche Seele findet immer wieder „Flügel zur Freude“.

Ella Triebnigg = Pirkhert: Goldene Heimat. Erzählungen aus der schwäbischen Türkei. Herausgegeben vom Ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein. Budapest.

„Was ist die schwäbische Türkei? Die beiden Komitate Baranya und Tolnau wurden von den ungarischen Bauern also benannt, weil diese Gegend am längsten von den Türken verheert gewesen und dann von deutschen Einwanderern wieder bestiedelt worden war. Diesen Spitznamen übernahmen dann die Schwaben zur stolzen Bezeichnung ihrer ungarischen Heimat.“ (F. Lam). Frau Ella Triebnigg = Pirkhert ist eine treue Tochter dieser ihrer Heimat geblieben, obwohl sie schon jung aus ihr geschieden, als Offiziersfrau in verschiedenen Orten der alten Monarchie ihren Wohnsitz hatte und dabei durch die Schule deutscher und deutschösterreichischer literarischer Bildung ging, alles helläugig und feinsüßlich aufnehmend und es doch verarbeitend in ihr treu schwäbisches Wesen, das sie unverfälscht und oft mit starkem Heimweh durch die glänzenderen Stätten hindurchtrug. So ist ihre eigenartige Kunst erwachsen, die sich alle Errungenschaften des feineren literarischen Stiles zu Nütze macht (vor allem Kossegger hat stark auf sie gewirkt), und doch ganz ihrer geliebten gesegneten ungarisch-schwäbischen Heimat angehört. Lebendig wird diese Heimat auch aus diesen volkstümlichen Erzählungen, die seltsame oder komische Schicksale der schwäbischen Heidebauern in besinnlicher, feiner Art schildern. Heimatdunst weht aus diesen Blättern - nicht nur für den Sohn der „schwäbischen Türkei“, sondern für uns alle. So anders die Landschaft, die Sitten und Bräuche - aber die Menschen wie echt, wie verwandt, wie deutsch! Es wird offenbar, wie wenig die Tünche der Madjarisierung bei den Oberklassen an den Kern, das Wesen dieses urgefundenen schwäbischen Bauernstammes zu rühren vermochte.

Dr. Konrad Nupbächer - Hermannstadt.

Carl Siegel: „Grundprobleme der Philosophie“. Verlag Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig. 1925.

Der Verfasser einer Einführung in die Philosophie - und eine solche will das vorliegende Werk sein - hat nicht die Pflicht, ein lückenlos geschlossenes philosophisches System vor dem Leser aufzubauen oder überhaupt definitive Lösungen zu geben. Seine im Grunde entsagungsvolle Aufgabe, beschränkt sich vielmehr darauf, den Studierenden durch den blütenreichen Garten der philosophischen Problematik zu führen und ihm zu zeigen, welche Fragen es hier zu beantworten gilt. Wenn wir uns zu der Feststellung verpflichtet fühlen, daß Siegel diese Aufgabe erfüllt hat, so ist das das denkbar beste Zeugnis, das wir seinem Buche ausstellen können. Besonders reichhaltig ist der naturphilosophische Teil, und auch die erkenntnistheoretischen Ausführungen können, was ihren Umfang anbetrifft, befriedigen. Dagegen kommt die Ethik ein wenig zu kurz, und die Ästhetik, die angesichts des stetig wachsenden Interesses für kulturphilosophische Probleme einer eingehenderen Behandlung zweifellos würdig wäre, wird überhaupt nicht beachtet. Der Verfasser kommt offenbar von der Naturwissenschaft her, und somit hängt auch sein Herz hauptsächlich an den diese Wissenschaft berührenden philosophischen Disziplinen. Das Werk wird darum dem gleichgerichteten

und von den gleichen Voraussetzungen ausgehenden Denker am meisten zu bieten haben, während etwa der in erster Linie religiös Interessierte weniger auf seine Kosten kommen dürfte. Gegen die vorwiegend induktive Methode, sowie gegen den von Siegel vertretenen erkenntnistheoretischen Standpunkt wäre manches einzuwenden. Auch halte ich die Beschränkung auf die streng akademische Philosophie, wie sie insbesondere von den Neukantianern der verschiedenen Schulen gepflegt wurde und wird, für nicht mehr ganz zeitgemäß. Unsere junge Generation verlangt von der Philosophie mehr als hochnotpeinliche, allen letzten metaphysischen Fragen scheu ausweichende Analysen. Man will heute nicht mehr Wissenschaftlichkeit, sondern Kühnheit und Tiefe. Alle diese Einwände aber haben hier nur sekundäre Bedeutung, da es sich ja eben bloß um eine Einführung in die Philosophie und nicht um ein System handelt. Siegels Werk hat, wie bereits bemerkt, lediglich den Zweck, dem Lernenden einen Weg zu zeigen und ihn mit den Problemen bekannt zu machen, und dieser Zweck erscheint in vorbildlicher Weise erfüllt.

Erwin Reiser - Hermannstadt.

Paul Rohrbach: Deutsches Volkstum als Minderheit. H. R. Engelmann, Berlin, 1926.

Die in Deutschland erscheinende Literatur über deutsche Minderheiten schwillt fast bedrohlich an. Es ist sehr wesentlich, daß nur berufene Persönlichkeiten sich an dieses heikle und komplizierte Gebiet heranmachen. Paul Rohrbach bietet in dem vorliegenden Buch einen volkstümlichen Auszug umfangreicher Studien. Aus dem Vollen schöpfend, weiß er auf knappem Raum unendlich viel zu sagen, Schlaglichter zu werfen, in kürzestem Satz tiefste Erkenntnisse anzudeuten, mit anscheinend nebenher hingeworfenen Bemerkungen Wichtigstes zu charakterisieren. Aus einem solchen Werkchen kann der Reichsdeutsche ungleich mehr Einfühlung in auslanddeutsches Wesen erfahren als aus hundert gelehrten, sachlichen Abhandlungen. Der Text wird ergänzt durch verständnisvoll ausgewählte Bilder von auslanddeutscher Landschaft, vom Volksleben, Bauweise usw. und durch Abschnitte aus charakteristischen Schriftwerken.

Paul Dobbermann: Die deutsche Schule im ehemals preußischen Teilgebiet Polens. Posen, Verlag der historischen Gesellschaft für Posen, 1925.

Es wird eine gründliche Darstellung des gegenwärtigen Standes des Schulwesens im ehemals preußischen Teilgebiet Polens gegeben, wie es sich unter den neuen staatlichen Verhältnissen gebildet hat. Ein Bild der Abbröckelung auf allen Einten infolge der polnischen Willkür - und doch zugleich auch ein Bild zähen Aufbaumwillens aus eigener Kraft. Wenn einmal Darstellungen über das Schulwesen aus allen auslanddeutschen Gruppen vorliegen, werden sich interessante Parallelen ziehen lassen, die für die Schulerhalter viel lehrreiches Material bieten werden. Die vorliegende Schrift sei allen an führender Stelle auslanddeutschen Schulwesens Stehenden auf das angelegentlichste zum Studium und daraus folgender Belehrung für die eigene Arbeit empfohlen.

R. G.

Bemerkungen des Herausgebers zur Jugendfrage

Im Anschluß an die Heltauer Tagung ist über den deutschen Jugendbund pro und contra viel geschrieben worden. Im laufenden Heft unserer Zeitschrift erscheint ein Aufsatz, der manches Grundsätzliche klar herausarbeitet, jedoch als Äußerung eines noch Außenstehenden (Schweizers) trifft er nicht immer das Wesentliche. Ich versuche in ein paar Leitfäden das mir wesentlich Scheinende unserer Jugendbundsfrage festzulegen:

1.) Die bei uns hervortretenden Bestrebungen, die deutsche Jugend des Landes ohne Unterschied des Standes zusammenzufassen und und einer völkisch-sittlichen Lebensauffassung entgegenzuführen, sind ihrem Wesen nach nicht gleichartig mit der reichsdeutschen Jugendbewegung. Es fehlt bei uns das radikal-revolutionäre Element. Der Rahmen unserer auslanddeutschen Volksgemeinschaft verträgt nur eine Einpassung solcher Organisationen, keine Auflehnung. Darin liegt eine drückende Beschränkung, zugleich aber auch unsere organisatorische Kraft.

2.) Die Führer des Jugendbundes zeigen ein ernstes und maßvolles Streben, in dem oben angedeuteten Sinne zu arbeiten. Sie versuchen ganz offensichtlich, einerseits eine zu beschränkende Bevormundung der Jugend zu vermeiden, andererseits die Entwicklung des Zusammenschlusses bewußt aus den positiven, religiös-sittlichen Werben unserer Zeit und aus den besten Elementen der Jugend zu fördern. Entgleisungen und Übertreibungen nach der einen oder der andern Richtung waren bei einer so losen und vorher wenig zu überblickenden Tagung kaum zu vermeiden. Gerade aus den formell und sachlich am wenigsten „gelungenen“ Referaten haben die Führer für die Zukunft wohl am meisten gelernt.

3.) Das Arbeitsgebiet des Jugendbundes ist auf der Heltauer Tagung weit überspannt worden. Die verantwortlichen Persönlichkeiten werden sich dessen wohl bewußt sein, daß es nicht auf Programmgebungen ankommt, sondern auf die positiven Leistungen, die gewissermaßen als ein Extrakt der vielen Worte sich einstellen. Das Ergebnis der Heltauer Jugendtagung ist nicht darin zu suchen, ob sie auf einen Außenstehenden mehr oder weniger „imponierend“ gewirkt hat, auch nicht im Widerhall, den die Presse gibt, sondern einzig und allein darin liegt ein Kriterium: Was wird nun nach soviel Aufmachung geschaffen? Können die Führer nach Jahr und Tag positive Ergebnisse aufweisen, dann ist die Heltauer Jugendtagung bei allen Mängeln, die eben in einer Jugendtagung beschlossen sein müssen, ein reicher Gewinn für die Methode auslanddeutscher Organisationsarbeit überhaupt.

Mittellungen der Schriftleitung

Der Bericht über die Jugendtagung in Heltau von Walser ist zuerst erschienen im „Bukarester Gemeindeblatt“. Er wurde unter Zurückstellung eines Eigenberichtes vom Schriftleiter übernommen als einziger Bericht, der die Frage der Jugendbewegung klar in ihrem Kern erfaßt. Der wesentliche Wert der Äußerungen Walsers würde auch dann nicht angetastet, wenn sich ihre Kritik im Objekt geirrt hätte. Der Schriftleiter behält sich das Recht seiner persönlichen Meinungsäußerung zu dem ganzen Fragenkomplex an anderer Stelle vor.

Inhalt

- Die Frage nach Arkadien. Gedicht von Theodor Däubler.
Die Entlastung (Schluß). Erzählung von Oskar Walter Eijek - Bukarest.
Zur Ideologie der Demokratie. Von Dr. K. v. Engelhardt - Reval.
Werden, Wesen und Bedeutung der deutsch - baltischen Studentenkorporationen. Von Wolfgang Wachtsmuth - Riga.
Fürsten und Demagogen. Von Erwin Reizner - Hermannstadt.
Vom Deutschtum in Ultramänien. Von Dr. Bernhard Capesius - Bukarest.
Drei Gedichte. Von Adolf Meschendörfer - Kronstadt.
Eduard Schullerus in seinen Gedichten. Von Dr. Konrad Ruffbächer - Kronstadt.
R u n d s c h a u : Pädagogische Kurse für die auslanddeutsche Lehrerschaft. - Zu Theodor Däublers 50. Geburtstag. - Das Fest des Bundes der Deutschen in Böhmen. - Verbandstagung des Deutschen Lehrerverbandes in Polen. - Die Tagung des deutsch - sächsischen Jugendbundes in Heltau. - Zu welchem Volke gehören die Sathmarer Schwaben? - Ungarns Regierung gegen die ungarländischen Deutschen. - Die Bücher der Zeit: J. J. Bachofen: Der Mythos von Orient und Occident. Bücherchau.
Bemerkungen des Herausgebers zur Jugendfrage. - Mitteilungen der Schriftleitung.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Herausgeber: Dr. Richard Ejaki - Hermannstadt
Schriftleiter: Dr. Konrad Ruffbächer - Hermannstadt
Dftland - Verlag, Hermannstadt

Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2 - 3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Dftland - Verlag, Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0'90 R.M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4'50 R.M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.M., für Osterreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7'50. Umliegende Länder können über Wien die Zahlung leisten.

Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postversand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkasse, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Raiffeisenbank, Berlin, W. 9, Köthenerstraße 39 - 41. In Osterreich an die Centralbank der deutschen Sparkassen, Wien I, Am Hof. (Zahlung durch Posterslagschein möglich).